



Neuerwerbung
des Schlesischen
Museums

der bildenden
Künste
in Breslau

Schwere Fracht
Gemälde von Eduard Raempfer

Gleisiche Chronik



REDAKTION: B. CLEMENZ



Der Ziegenteich in Liegnitz
(Zum Aufsatz: Wintersport in Liegnitz S. 295)

Chopin in Schlesien

(Zum 100 jährigen Geburtstage Chopins — 3. März 1909)

Vielen Schlesiern wird es nicht bekannt sein, welche Beziehungen Chopin zu unserer Heimatprovinz unterhielt. Im schönen Reinerz, auf dem Blase zwischen Kalter Quelle und Theater, steht ein Block aus blauem Syenit. Ihn schmückt ein Medaillonbildnis Chopins. Herr Viktor von Magnus, ein Landsmann des Komponisten, schenkte das Monument der Stadt Reinerz 1897 zur Erinnerung an den Aufenthalt des Meisters im Jahre 1826. Chopins Biograph F. Niecks erzählt in seinem Werk: „Fr. Chopin as a man and a musician“, daß der 17jährige Jüngling als Reisebegleiter seiner Mutter und zweier Schwestern — die jüngere, Emilie, war schwer erkrankt — in den Ferien von 1826 nach dem schlesischen Badeorte kam. Für seine eigene Person gebrauchte Friedrich, um seine durch Schularbeiten und musikalische Studien etwas mitgenommene Gesundheit zu kräftigen, eine Molkentur. Den Musiker interessieren die dortigen Erlebnisse des Jubilars nur insoweit, als sie ein Konzert betreffen, das Chopin zum besten zweier Waisen, die ihre kranke Mutter in Reinerz verloren hatten und völlig mittellos dastanden, veranstaltete. Es war nicht, wie manchmal erzählt wird, das erste öffentliche Auftreten des Pianisten — Chopin hat schon als neunjähriges Wunderkind und auch als Knabe von 10—15 Jahren wiederholt in Wohltätigkeitskonzerten mitgewirkt, aber nur im Kreise der polnischen Gesellschaft zu Warschau oder in Ausflugsorten, die er im Sommer aufsuchte. Hier, in Reinerz, wendete er sich aber zum ersten Male an ein ganz fremdes Publikum. Der große Erfolg war ihm ein Beweis, daß seine Kunst wirklich echt war. Weder gute Freunde, noch Stimmungsmacher waren als Regisseure tätig, nur Können und Fähigkeiten bildeten die Faktoren, die das glänzende künstlerische und finanzielle Resultat zu Wege brachten. Wenn man demnach behauptet, daß das Ergebnis dieses Konzerts das Vertrauen des Künstlers zu seinem Talente so gestärkt habe, daß er nun endgültig beschloß, sich ganz der Kunst in die Arme zu werfen, so wird man darin wohl nicht fehl gehen. Chopin war ein kritischer Kopf. Er kleidete seine Urteile, die sich nicht nur auf musikalische Dinge erstreckten, in eine gewisse kavaliermäßige, liebenswürdige Form, so daß sie nicht verletzen. Die derben Sitten des Schlesiens sagten dem jungen Elegant aus Warschau anfänglich wenig zu, sie störten ihn nicht gerade, aber sie belustigten ihn. Mit der Zeit gewöhnte er sich jedoch an den Umgangston der Schlesiern und an die Gebräuche unseres Landes, so daß sein Endurteil über den Schlesier nicht allzu deprimierend zu lesen ist. Sehr hübsch klingt folgende Stelle aus einem Briefe an heimatische Freunde (leider enthält das sonst so vortreffliche Buch: „Friedrich Chopin, sein Leben und seine Briefe“ von Moriz Karasowski keine Dokumente aus jener Zeit): „Anfangs war ich erstaunt, die Frauen

in Schlesien im allgemeinen mehr arbeiten zu sehen als die Männer. Da ich aber augenblicklich selbst nichts tue, wird es mir nicht schwer, mich mit dieser Einrichtung zu befremden.“

Das Haus, das Madame Chopin mit ihren Kindern bewohnte, steht nicht mehr. An seiner Stelle erhebt sich heute das große Bürgerhaus. Der Saal aber, in dem das denkwürdige Konzert stattfand, ist der noch jetzt im Gebrauch befindliche Theateraal. Die darin befindliche Gedenktafel verkündigt: „In diesem Saale gab Friedrich Chopin am 26. August 1826 sein erstes öffentliches (!) Konzert zum besten zweier Waisen.“ Die weniger vergänglichen Zeugen von Chopins Aufenthalt in Schlesien, Berg und Wald, haben sich mit ihrem traulichen Wesen und ihren lieblichen Reizen die empfängliche, sehnfüchtig schwärmende Dichterseele des Jünglings ebenso schnell und sicher erobert, wie sein Spiel die Herzen unserer Landsleute. Wohl manches, was die Natur des Schlesiens dem Genius Chopins an Kraft zuführte, Klang, in Töne und Harmonien gefaßt, in die Welt hinaus.

Im Spätsommer des Jahres 1829 begab sich der schnell seiner künstlerischen Vollendung entgegen gereifte Jüngling — Chopin hatte seine Eigenart gleich mit den ersten Kompositionen gefunden und, was seinen Stil anlangt, eigentliche Wandlungen nie durchgemacht — wieder einmal auf Reisen. Nach Aufhalten in Wien, Prag, Teplitz, Dresden und in den Hauptpunkten der sächsischen Schweiz gelangte er Ende August nach Breslau. Briefe über diesen Aufenthalt in unserer Provinzhauptstadt haben sich nicht auffinden lassen. Aber aus Schreiben, die er bei einem späteren Besuch in Breslau, 1830 an Eltern und Geschwister richtete, können wir schließen, daß ihm die alte gute Bratislawia keine besonderen Sympathien abgerungen hat. 1830 jedoch freundete er sich mit ihr so gut an, daß er nur ungern schied, um weiter nach Dresden, Prag, Wien, München und Stuttgart zu reisen.



phot. Max Körnich in Reinerz

Chopin-Denkmal in Bad Reinerz

Am 6. November traf er mit seinem Freunde Titus Wojciechowski in Breslau ein, nahm im Hotel zur „Goldenen Gans“ auf der Junkenstraße Wohnung und besuchte noch an demselben Abend das Theater, wo Raimunds „Alpenkönig“ aufgeführt wurde. Die Bewunderung des Publikums für die Dekorationen teilte er nicht. (Man sieht, daß die Breslauer schon vor 80 Jahren in ihren Ansprüchen an den Fundus ihres Musiktempels bescheidener waren, als die Fremden). Die Darsteller dagegen fand Chopin, der kurz vorher Berliner Aufführungen besucht hatte, „ziemlich gut“. „Es fehlt hier an tüchtigen Sängern“, schreibt er am 9. November 1830 an seine Eltern, „aber das Theater ist auch sehr billig“. Bei seinem ersten Aufenthalte in Breslau hatte Chopin den Kapellmeister Schnabel kennen gelernt und ihm auch vorgespielt. Schnabel dirigierte die Resourcentkonzerte, und die Freunde wurden von ihm zu einer Probe eingeladen. Schnabel scheint von vornherein die Absicht gehabt zu haben, Chopin zu einem Auftreten in

Breslau zu bewegen, obschon dies garnicht in dem Willen des Künstlers lag, denn er hatte, nach seinen eignen Worten, vier Wochen lang kein Instrument angerührt. Der Zufall kam aber dem von Chopin begeisterten Kapellmeister zu Hilfe. In dem Konzerte, zu dem probiert wurde, sollte ein Referendarius Hellwig das Es-dur Konzerte von Moscheles spielen. Als sich aber Chopin ans Klavier setzte um dem alten Schnabel etwas vorzuphantasieren, wurde besagtem Herrn Hellwig so ängstlich ums Gemüte, daß er gern für den Abend seinen Platz dem jungen Polen abtrat und, um sich doch auch zur Geltung zu bringen, die Arie des Figaro aus dem „Barbier von Sevilla“ sang, aber nur „sehr mittelmäßig“, wie seit Remplacent urteilte. Nach der Romanze und dem Rondo aus seinem eignen zweiten Konzerte spielte Chopin eine Improvisation über ein Thema aus „Die Stumme von Portici“. Man bewunderte sein Spiel. „Was für einen leichten Anschlag hat er“, hörte Chopin seine Umgebung flüstern. Sein Freund Titus schnappte aber auch die Bemerkung auf: „Dieser junge Mann kann allerdings spielen, aber nicht komponieren.“ Die Ehre der Breslauer Musikliebhaber rettete ein Herr, der auf den Künstler zugam und die Form als etwas ganz Neues lobte. „Ich weiß seinen Namen nicht“, teilt Chopin mit, glaube aber, daß er unter allen Hörern derjenige ist, der mich am besten verstanden hat“. Selbstverständlich lernte der illustre Gast auch die hervorragendsten Breslauer Musiker kennen. Am wertvollsten war ihm die Bekanntschaft mit dem Organisten von St. Bernhardin, Köhler, und mit seinem später zu europäischer Berühmtheit gelangten Schüler und Nachfolger Adolf Friedrich Heise. Diesen hörte er 1831 in der evangelischen Kirche zu Wien, wo sich der geniale junge Orgelkünstler vor der Elite der musikalischen Welt: vor Stadler, Riesewetter, Mosler, Seyfried und Eyroweg (wer nennt heute noch ihre Namen?) produzierte. Chopin fällte über den Breslauer folgendes Urteil: „Der Mann hat Talent und versteht mit der Orgel umzugehen“.

Nicht nur die Stadt Breslau an sich machte bei seinem zweiten Besuche Chopins einen guten Eindruck auf den wählerischen Geschmack des jungen Polen, sondern die Bekanntschaft mit einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten gestaltete ihm den Aufenthalt in unsrer Metropole angenehm. Er verließ die Stadt mit einem gewissen Wehmutsgefühl. Sein Schicksal führte ihn nun auf weite Pfade, in große Verhältnisse, gegen die sich seine Aufenthalte in den schlesischen Orten wie Jdyllen ausnehmen. Aus Reinerz schied er, gesundheitlich getränkt und in seinem Glauben an seine Begabung gestärkt. Aus Breslau nahm er Erinnerungen an angenehm verbrachte Stunden und liebe Menschen mit in die glänzende Welt des echten Erfolgs und des trügerischen Scheins.

Rudolf Bilke

* * *

Das Bronzerelief des Komponisten auf dem Reinerzer Denkmal — außer auf Chopins Grabe auf dem Père Lachaise in Paris hat er nach dem Reinerzer Denkmal nur noch eins in Warschau erhalten, in dessen Nähe, in dem Dorfe Żelazowa, er geboren wurde — hat der Warschauer Bildhauer Lewandowski modelliert. Bemerkenswert an der lateinischen Inschrift ist, daß sie drei grobe grammatikalische Schnitzer enthält, für die es im lateinischen Diktat drei dicke rote Striche sehen würde. Der „Polonus“, der das Denkmal „Polono“ im Jahre 1897 errichtete, stand also nicht nur, wie bei den Polen gewöhnlich, mit der antiken Metrik, sondern mit der Sprache der Römer im allgemeinen auf gespanntem Fuße.

Jubiläum

Das Leibkürassier-Regiment „Großer Kurfürst“ (Schles.) Nr. 1 hat seit hundert Jahren seine Garnison in Breslau. Aus diesem Anlaß fand am 31. Januar eine Feier statt, bei der Oberbürgermeister Dr. Bender die Glückwünsche der Stadt überbrachte und eine farbige

Skizze des vom Professor Rämpfer zu malenden Bildes vorlegte, das die Stadt dem Regiment zugebracht hat. Das Gemälde wird die Waffentaten des Regiments in der Schlacht bei Leuthen darstellen, und zwar einen Moment aus der Reiterattacke unter Driefen. Die Mitte des Bildes zeigt den Kommandeur des Regiments, von Osinsky, wie er vor der Front dahersprengend eine österreichische Standarte ergreift, die dem verwundeten Standartenträger entfällt. Zu gleicher Zeit faßt der alte Wachtmeister Beyer, seinem Kommandeur zu Hilfe kommend, das führerlose Pferd des österreichischen Standartenträgers am Zügel. Links im Vordergrund fällt ein junger Cornet des Regiments, von Lychnowski, der bei diesem Ritt geblieben ist.

Wissenschaft

Ueber die Oberflächengestaltung Schlesiens handelt Professor Dr. F. Wahnschaffe in der 3. Auflage seines bekannten Werkes „Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes“ (1909, Stuttgart, Engelhorn, S. 247—250). Er faßt darin die Untersuchungen von Dathe, Schottky, Werth und Michael zusammen und sagt u. a., daß umfassende genauere Untersuchungen für Schlesien noch fehlen; erst die seit einigen Jahren begonnene geologische Kartierung Schlesiens wird ausreichende Aufschlüsse erbringen. Einige Stellen im Hirschberger Tal, gelegentlich der Bahnbauten untersucht, und im Waldenburger und Eulengebirge sind schon genauer bekannt. Die Resultate, daß die Vergletscherung weit nach Schlesien hineinreicht und nordisches Material bis in Höhen von 500 und darüber festgestellt, sind von Prof. Gürich in einem Aufsatz in „Schlesien“ I, 198 ff. zusammengefaßt worden. Er macht dort besonders auf den Fund am Geschiebe am Sattelwald in 555 Meter Seehöhe aufmerksam. Wahnschaffe behandelt speziell das Hirschberger Tal und die Ergebnisse am Glaser Gebirge; ferner gibt er die Bohrungsprofile in Bielschowitz wieder, sowie noch vier andere Tiefbohrungen, die Michael bearbeitet hatte. Im Verhältnis zu den sehr umfassenden Angaben für das übrige Norddeutschland sind die schlesischen leider sehr gering, wie sich aus der schon wiederholt als Mangel bezeichneten Rückständigkeit erklärt, die Schlesien in der geologischen Untersuchung bisher noch einnimmt.

Aus der Natur

Das Stillstehen des Zaden gehört zu den eigenartigsten Natur-Erscheinungen in unserm Gebirge. Nach Aufzeichnungen von Chronisten hat sich dieser Vorfall in früheren Jahren wiederholt ereignet, zuletzt am 10. Dezember 1810. Jedoch gelang es bis jetzt noch nicht, die Ursache zu dieser sonderbaren Erscheinung festzustellen. In den Jahren 1703 bis 1810 ist ein Stillstehen des Zaden siebenmal beobachtet worden. Von demjenigen des letzteren Jahres sei eine ausführliche Schilderung hier wiedergegeben. Danach war es in den Morgenstunden des 10. Dezember, als der Fluß stillstand. Nicht etwa, daß der Zaden in seinem Laufe — gleich einer starren Masse — plötzlich stehen blieb, nein, das Wasser hatte sich in auf fallend kurzer Zeit derart verlaufen, daß die Mühlen am Fluße sämtlich stillstanden. In manchen Stellen konnte man trockenen Fußes durch den Bach gehen. Dagegen flossen alle Nebenflüsse und Bäche des Zaden beständig weiter, sodaß auch die daran gelegenen Mühlen im Gange erhalten bleiben konnten. Selbst der Zaden im oberen Teile seines Laufes, im Gebirge, behielt sein Wasser. Die erste Mühle am Zaden, die sogenannte Winkelmühle in Marienthal, blieb keinen Augenblick stehen. In der Petersdorfer Mühle dagegen bemerkte man früh um 3 Uhr zuerst das Ausbleiben des Wassers. Die Mühle geriet ins Stocken, und nach einer halben Stunde stand sie ganz. Dasselbe erfolgte später in Warmbrunn, Cunnersdorf, Hirschberg. So mußten die Mühlen an diesem Tage stehen in Petersdorf von früh um 3½ bis um 6½ Uhr, Warmbrunn von früh um 4 Uhr bis um 7 Uhr, Cunnersdorf von früh um

6 bis um 9 Uhr und Hirschberg von früh um 6½ bis um 9½ Uhr. Der Zaden war an dem vorangegangenen Tage jedoch nicht etwa klein, sondern er führte nach der Versicherung der Müller und Bleicher das übliche Wasser, eher noch reichlicher. Der Fluß hatte also danach keinen niedrigen Stand. — Nach vorhandenen Aufzeichnungen wurde ein solches Stillstehen des Zadens beobachtet 1703 am 17. März früh von 6 bis 9 Uhr, 1746 Mitte März früh von 6 bis 9 Uhr, 1773 am 19. März früh von 5 bis 9 Uhr, 1785 am 3. Dezember früh drei Stunden, 1797 am 13. März früh von 4 bis 6 Uhr, 1797 am 19. März früh von 5 bis 7 Uhr, und 1810 am 10. Dezember früh von 6½ bis 9½ Uhr. Es ist wohl anzunehmen, daß der Fluß auch schon früher dieses Schauspiel geboten hat, jedoch dürften darüber keine weiteren Aufzeichnungen vorhanden sein. Auch in neuerer Zeit, abgesehen vom Jahre 1810, ist von solchen Ereignissen nichts bekannt geworden. — Schon Hans Nischmann, 1590 in Lomnitz geboren und 1642 daselbst gestorben, hat nach dem „B. a. d. R.“ das Stillstehen des Zadens in seinen bekannten Prophezeiungen vorhergesagt und Ereignisse der Zukunft daran geknüpft. Mit dem Stillstand des Flusses von 1810 beschäftigt sich auch Dr. Hausleitner in Hirschberg, nebenher Badearzt in Warmbrunn, in einer heimischen Zeitschrift ausführlich. Danach ist die Ursache der plötzlichen Hemmung des Zadenflusses zwischen Marienthal und Petersdorf zu suchen. Als der wahrscheinlichste Grund des Hindernisses wird der sogenannte schwarze Weg angesehen.

Städte

Reuthen O.-S. Für Um- und Erweiterungsbauten werden 600 000 Mark Anleihe von der Gothaer Lebensversicherungsbank ausgenommen.

Gleiwitz. Für den Bau eines neuen Rathauses im Kostenbetrage von 1½ Millionen Mark soll ein Wettbewerb zur Erlangung guter Entwürfe ausgeschrieben werden. Als Preise wurden ausgesetzt: 1. Preis 8000 Mt., 2. Preis 5000 Mt., 3. Preis 3000 Mt.

Sunztau. Die höhere Töchterschule wird in eine zehnklassige umgewandelt.

Glag. Der Bau eines neuen Stadttheaters wurde beschlossen (350 000 Mark).

Görlitz. Für die Erweiterung des Bahnhofes Görlitz sind die Gesamtkosten veranschlagt auf 10 525 000 Mark ausschließlich 200 000 Mark die auf den Grunderwerbs-Dispositionsfonds übernommen sind. Bewilligt sind durch den Etat in den Jahren 1904 bis 1908: 3 600 000 Mark, von denen bis Ende September im ganzen 2 841 874,12 Mark, ausschließlich der bereits erwähnten 200 000 Mark,

verausgabt worden sind. Die Gesamtarbeiten sind, laut amtlichem Bericht, auf dem neuen Rangierbahnhofe soweit vorgeschritten, daß die Inbetriebnahme für den nächsten Sommer in Aussicht genommen ist. Für den Personen-Bahnhof werden zurzeit die ausführlichen Entwürfe bearbeitet.



phot. R. Scholz in Görlitz
Straßburg-Passage in Görlitz
Eingang von der Jakobstraße

Straßburg-Passage in Görlitz. Görlitz ist durch ein großes und sehenswertes Unternehmen bereichert worden. Die Straßburg-Passage, benannt nach ihrem Erbauer und Besitzer, Herrn Otto Straßburg, ist binnen Jahresfrist, genau sogar nur in 6 Monaten, als ein modernes Geschäftshaus mit Verkehrsstraße zwischen der Berliner und Jakobstraße entstanden und am 13. Dezember 1908 feierlich eingeweiht worden. Die Bauleitung lag in Händen des Architekten H. Rump, die Innen-Entwürfe lieferte Architekt E. von Wachtel. Mit Hilfe von 250 Arbeitern konnte das erst 1908 projektierte Werk, das die weitgehendste Unterstützung der städtischen Verwaltung fand, glücklich und so schnell zum Ziele geführt werden. Ein prächtiges Hauptportal an der Berliner Straße führt in die Passage, die im Wesentlichen eine Verbindung des Warenhaussystems mit dem Spezialgeschäft darstellt, indem, wie im Passage-Kaufhaus zu Berlin, sämtliche Geschäfte Selbstregie und eigene Besitzer haben, allen voran die Firma Otto Straßburg selbst, die schon 20 Jahre in Görlitz ansässig ist, mit Kleiderwaren, Konfektion, Wäsche usw.; die meisten der kaufmännischen Waren werden dann in Spezialgeschäften vertreten sein. Eine Bierquelle, ein Passage-Restaurant mit Kaffee und Konditorei, sowie ein Kinetographen-Theater und manches andere, was moderner Verkehr beansprucht, sind in dieser Passage zu finden. Bautechnisch und künstlerisch stellt sie mit ihren hohen Gewölben, ihrer Raumausnutzung und mit den vielen Sandstein-Arbeiten eine achtungswerte Leistung dar. Der Gesamtflächeninhalt beträgt 5600 Quadratmeter, die entstandene Häuserfront an der Berliner Straße 56 Meter; die Passage hat eine Länge von 115 Meter und eine Breite von 5 Meter, ferner einen Lichthof von 260 Quadratmetern. Die Beleuchtung geschieht durch elektrisches Licht. E.

Reinerz. Die Baderverwaltung hat zur Erschließung neuer kohlenstoffhaltiger Quellen umfangreiche Bohrungen im Holteipark unternehmen lassen. Die Bohrungen werden von der Kgl. Bohrverwaltung zu Schönebeck a. E. ausgeführt.

Sprottau. Nach dem Bericht des städtischen Forstamtes über den Stand des Stadtförstes hat der Waldbesitz

im verfloffenen Jahre durch den Ankauf von rund 51 Hektar eine Erweiterung auf rund 7120 Hektar erfahren. In der Hauptnutzung wurden 13 774, in der Vornutzung 4951 Festmeter eingeschlagen. Die Hölzer fanden zu weit über die Taxe hinausgehenden Preisen glatten Absatz.

Verkehr

Zur Ausarbeitung des Projektes einer elektrischen

Bahn von Reibnitz über Gottsdorf—Warmbrunn—Giersdorf—Hein—Baberhäuser—Brückenberg bis Krümmhübel sind den Gemeindevorsteherm der hierbei interessierten Ortschaften Fragebogen zugegangen. Die Bahn soll sich an die noch zu erbauende elektrische Bahn Krümmhübel—Wang anschließen.

Die Bahn Grünberg—Sprottau ist in ihrer Ausführung nunmehr gesichert, da, wie das „Grünberger Wochenblatt“ mitteilt, die für den Grunderwerb erforderliche Summe durch die im Gebiete des Bahnprojektes ansässigen Grundbesitzer bereits vollständig gezeichnet worden ist. Nachdem dem Komiteevorsitzenden, Stadtrat Gotthmann in Grünberg, die Aufbringung der bisherigen Fehlbeträge in bindender Form zugesichert worden sei, dürfte die Uebernahme der Garantie seitens des Kommunalverbandes wohl zu erwarten sein.

Die Errichtung einer Automobillinie im Anapatal, ähnlich jener im Elbetale, von Hohenelbe nach Spindel-Mühl und zurück ist so gut wie gesichert. Es werden Linien eingerichtet: Freiheit-Beizer und Freiheit-Kleinapapa, sowie Freiheit-Johannisbad. Bekanntlich reicht die Flügelstrecke der Nordwestbahn nur bis Freiheit. Von dort bis Beizer sind drei Wegstunden.

Ausgrabungen

Die Funde am Hirseberge bei Carolath, das Schwert, die Lanzenspitze, der Kopfteil des Schildes sowie die Schnallen für die Rüstung aus Eisen entstammen dem Grabe eines mit Wehr und Waffen bestatteten heidnischen Germanen des 3. Jahrhunderts n. Chr. Merkwürdig bleibt, daß nur wenige Meter von dieser Fundstelle entfernt viele Gräber vorgefunden wurden, die aus einer viel älteren Zeit, und zwar aus dem zweiten Jahrtausend vor Christo herrühren; ihr Inhalt, der gleichfalls geborgen wurde, weist auf die ältere Bronzezeit. Also das frühe Zeitalter der Bronze, das dem der Steinzeit sehr nahe liegt,

und die Eisenzeit zu Anfang christlicher Zeitrechnung, finden sich hier auf dem Raume weniger Quadratmeter vertreten und führen durch ihre Funde einen Beweis für die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der Menschen unserer engeren Heimat in stummer Sprache. Bewiesen ist damit, daß germanische Stämme nach Christo oder noch früher in unserer Gegend begonnen haben, die Urvölkerung zu verdrängen. Für die geschichtliche Zeit steht fest,

daß unsere Gegend von slavischen Stämmen bewohnt war, die im verfloffenen und gegenwärtigen Jahrtausend von der früher (umgekehrt wie heute) von Westen nach Osten fortschreitenden germanischen Völkerwelle verschlungen wurden. Tatsache ist, daß noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Thiergarten und Tschiefer, Kreis Freystadt, ältere Leute sich der polnischen Sprache bedient haben. Gemeindevorsteher Janisch hat sämtliche Fundstücke dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau in dankenswerter Weise überlassen.

Heimatschutz

Löwenberg. Der bisherige „Verschönerungsverein“ hat sich in einen „Verein Heimatschutz für den Kreis Löwenberg“ verwandelt und ist eifrig beschäftigt, ein möglichst weitgehendes Ortsstatut zum Schutz des Stadtbildes aufzustellen. Schon hat er ein altes, baulich interessantes Haus, um es dauernd zu schützen, angekauft. Die Mittel dazu sind ohne große Mühe durch freiwillige Beiträge in der Bürgererschaft gesammelt worden.

Breslauer Theater

Der erste Monat des neuen Jahres hat unseren Bühnenleitern bereits erfreuliche Erfolge beschert. Im Schauspielhause bewies die „Försterchristel“, in der gesunder Humor und tränenselige Sentimentalität eine erfolgreiche Attode auf die Herzen des Publikums machen, unverminderte

Zugkraft und steuert mit vollen Segeln auf die fünfzigste Aufführung los. Das Repertoire des Schauspielers ist gleichfalls vom schönen Geschlechte okkupiert worden. Dort herrscht eine pikante Dame „Gretchen“, die Heldin der gleichnamigen tecken Grotteske. Ein erfolgreicher Konkurrent ist den beiden Vertreterinnen des schönen Geschlechtes in dem „neuen Dirigenten“ erwachsen, der am 14. Februar auf den Brettern des Schauspielhauses aus der Taufe gehoben wurde. Der



phot. R. Scholz in Görlitz

Straßburg-Passage in Görlitz
Eingang von der Berlinerstraße



Sträßburg-Passage in Görlitz
Großer Lichthof

phot. R. Scholz in Görlitz

Librettist der Operette ist der Breslauer Poet Carl Viberfeld, und der Schlesier Ludwig Heidingsfeld hat sich mit der Vertonung des Textes die Sporen als Operettentomponist verdient. Viberfeld hat den Versuch gemacht, das durch haarsträubenden Blödsinn oder ungesunde Erotik auf ein denkbar niedriges Niveau herabgewürdigte Libretto durch eine frische, gesunde und logisch begründete Handlung zu ersetzen. Dieser Versuch ist ihm, wenn man auch die eigentümlichen Liebesabenteuer des Bürgermeisters und den etwas gewaltsam eintreffenden Generalpardon des heftigen Großherzogs nicht übermäßig logisch finden kann, gut gelungen. Der wegen Teilnahme am Wartburgfeste relegierte Studiosus und spätere Dirigent eines Gesangvereins kleinstädtischer Bananen ist eine sympatische Persönlichkeit, an deren wechselvollen Schicksalen wir gern Anteil nehmen. Den musikalischen Part hat der sonst der ersten Muse huldigende Heidingsfeld mit viel Glück und Geschick ausgestaltet. Die treffliche Inszenierung war die erste Regietat des neuengagierten früheren Lobetheaterdirektors Friß Witte-Wild. Die Novität hatte bei ihrer Uraufführung einen starken Erfolg, den die hochgehenden Wogen lokaler Begeisterung bis ins Enthusiastische steigerten.

Das Lobetheater hat in Thomas's köstlicher Satire „Moral“ einen Treffer auf dem Gebiete des Schauspiels gefunden. Das Stück, hinter dessen humoristischer Außenseite sich ein gut Teil Ernst verbirgt, ist den besten Lustspielerscheinungen der letzten Jahre an die Seite zu stellen. Die „Dollarprinzessin“, die mehrere Monate hindurch das Gebiet der Operette absolutistisch regierte, muß sich seit einigen Tagen mit dem „tapferen Soldaten“ in die Herrschaft teilen. Des erfolgreichen „Walzertraum“-Komponisten jüngste Schöpfung trankt an den Schwächen des Librettos. Einem guten ersten Akte reiht sich ein schwacher zweiter und ein noch schwächerer dritter an. Die vornehme Musik ist häufig im Stil der komischen Oper gehalten und macht dem Geschmack des Publikums nach ohrentigkelnden Schlagern nur selten Konzessionen.

Das Stadttheater beschränkte uns am 16. Januar als erste Opernpremiere in dieser Saison Carl Goldmarks „Wintermärchen“, zu dem A. M. Willner, Goldmarks langjähriger Librettist, den Text geschrieben hat. Nun ist es eine alte, nur durch sehr wenige Ausnahmen bestätigte Regel, daß literarische Wertobjekte, die das Anglick haben, einen Librettisten zu reizen, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt werden. So schlimm ist es ja mit Willners Textbuch nicht, aber mit etwas mehr Achtung vor der Dichtung des großen Briten hätte sich doch wohl eine bessere Unterlage für Goldmarks fleißige Arbeit schaffen lassen. Der erste Akt enthält in stark konzentrierter und auf den Ballast notwendigster Logik bereitwillig verzichtender Form den Inhalt der ersten drei Akte des Shakespearschen Originals; der zweite ist nicht viel mehr als eine Reihe bunter Bilder aus dem Schäferleben und durch den dritten weht noch etwas von dem poetischen Zauber der klassischen Dichtung. Die Partitur des Achtundsiebzigers Gold-

mark läßt den Schöpfer der ornamentalen „Königin von Saba“ und des lebenswürdig-gefälligen „Heimchen am Herd“ deutlich erkennen. Im ersten Akt arbeitet der Komponist mit einem strahlenden, aber nur auf eine verhältnismäßig kurze Skala gestimmten und daher von einer gewissen Monotonie nicht freizusprechenden Orchester. Der zweite Akt, der musikalische Höhepunkt des Werkes zeigt Goldmarks starke Begabung für einschmeichelnde Walzerlänge, herb-humorvolle Kouplets und heitere Schäferlieder. Der Schlußakt bringt in der Liebeszene eine hoch zu bewertende Tonmalerei. Die Aufführung war vorzüglich, die Inszenierung würdig und stimmungsvoll. Das Publikum bereitete der Novität enthusiastische Aufnahme und ruhte nach dem letzten Akt nicht eher, als bis sich außer den Hauptdarstellern auch Kapellmeister, Regisseur und Direktor auf der Bühne verneigten, und als Goldmark der vierten Aufführung seines Werkes persönlich beiwohnte, konnte auch er sich vor der Rampe für reichen Applaus bedanken.

Februar 1909

Friß Ernst—Breslau



Sport

Ein Eispalast in Breslau. Ueber die in „Schlesien“ angeregte Idee eines Eispalastes schreibt man aus Breslau: Das Projekt der Errichtung eines Eis- und Sportpalastes in Breslau hat nunmehr greifbare Formen angenommen. Unter der Firma „Eis- und Sportpalast Breslau“ ist eine G. m. b. H. gegründet worden, deren amtliche Publikation auf Grund der Eintragung im Gesellschaftsregister des hiesigen Amtsgerichts demnächst erfolgen wird. Das Stammkapital beträgt 20 000 Mark.

Wintersport in Liegnitz. In Liegnitz befließigt man sich seit einigen Jahren, den Wintersport zu heben. In den beiden Eisplätzen, Ziegenteich und Bruch, haben die Freunde des Eisports selten schöne Übungsfelder. Der Ziegenteich, von dem wir heut ein Bild bringen, liegt inmitten der Stadt, ist hochförmig, von alten Bäumen umstanden und geschützt und bietet eine sehr gut gepflegte Eisfläche, abends bei elektrischer Beleuchtung. So ist jedem Gelegenheit zur Ausnutzung seiner freien Stunden gegeben. Hier ist der Treffpunkt der Sportwelt und derer, die sehen und gesehen sein wollen. Heuer ist vom kaufmännischen Verein schon ein Eisfest veranstaltet worden, das hoffentlich nicht das einzige bleibt; denn das von vielen Hundert Menschen besuchte Fest bot nicht nur einen selten schönen Eindruck, sondern es hat viele wieder einem Vergnügen zugeführt, über das sie schon hinaus zu sein glaubten. Der Bruch ist eine Rieseneisbahn. Ueber eine Meile weit kann man in günstigen Jahren fahren; wenn nämlich das Schwarzwasser, das mitten durch das Bruchgelände fließt, Wasser genug hat, dann überschwenmt es die anliegenden Wiesen weit und breit. Gefroren bietet diese an der Berliner Bahn langziehende Landschaft einen seltenen Anblick; soweit das Auge reicht, Spiegeleis, nur von isolierten Bäumen meist Weiden, Erlen, Rüstern, unterbrochen. Es ist ein weitgreifendes Landschaftsbild, das sich dem Auge darbietet. Und der Eisfahrer gewinnt immer neue Eindrücke, immer neue Perspektiven erschließt die Ferne. Von Liegnitz nach dem Nachbardorf Boberau zu fahren, ist hier eine gewöhnliche Freude; aber die sportlustige Jugend setzt ihren Ehrgeiz daran, weiter, bis Vansdorf und Langenwaldbau und Sechshufen zu fahren! Das sind Flächen und Entfernungen, die Kraft und Uebung erfordern, aber auch solche Kraft erzeugen. Denn niemals ist die Jugend gesünder und lustiger, als wenn sie auf dem Eise fährt. Davon lernt das ältere Geschlecht allmählich, und schon ist es auch hier üblich geworden, daß die Eltern mit den Jungen und den Mädchen aufs neue lernen, und mehr und mehr bürgert sich der Eisport in alle Kreise ein. Auch der Rodelsport hat seit einigen Jahren eine öffentliche Stätte gefunden. Auf der Siegeshöhe, dem prächtigen Hügelgelände, ist eine mehrere hundert Meter lange Bahn angelegt worden, die von jung und alt wirklich anerkanntenswert eifrig benutzt wird; und auch hier kann gelobt werden, daß sich Damen und Herren durchaus nicht genieren, den Schlitten durch die Stadt zu ziehen. Mondscheinabende hat es gegeben, an denen man dort oben dem



phot. R. Scholz in Görlitz

Sträßburg-Passage in Görlitz Aufgang in die Geschäftsräume

Vergnügen bis zur Mitternacht huldigte, um dann noch im nahen Restaurant zur Siegeshöhe eine innere Aufstiegsreise zu nehmen. Bei dem in der Tat schon erfreulichen Sportleben darf man sich beinahe wundern, daß nicht schon eine Sammelstätte der Bestrebungen geschaffen, d. h. daß nicht schon ein Wintersport-Verein ins Leben gerufen worden ist.

G.

Personliches

Felix Dahn 75 Jahre. Der ordentliche Professor in der juristischen Fakultät der Universität Breslau, Geheimer Justizrat Dr. Felix Dahn, der hervorragende Rechtsgelehrte, bedeutende Schriftsteller und Dichter, vollendete am 9. Februar das 75. Lebensjahr. 1834 zu Hamburg geboren, studierte Dahn in München und Berlin, promovierte zum Dr. jur. am 19. Juli 1855 und habilitierte sich am 8. Dezember 1857 in München. 1863 wurde er in Würzburg außerordentlicher, 1865 ordentlicher Professor, 1872 nach Königsberg, 1888 nach Breslau berufen. Dr. Dahn ist Verfasser zahlreicher rechtswissenschaftlicher Werke, Gedichtsammlungen, Novellen, Erzählungen, Romane. Dahns

größte Veröffentlichung ist das noch nicht abgeschlossene Werk „Die Könige der Germanen“, das auf Grund der Quellen das Wesen des ältesten Königtums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches darstellt.

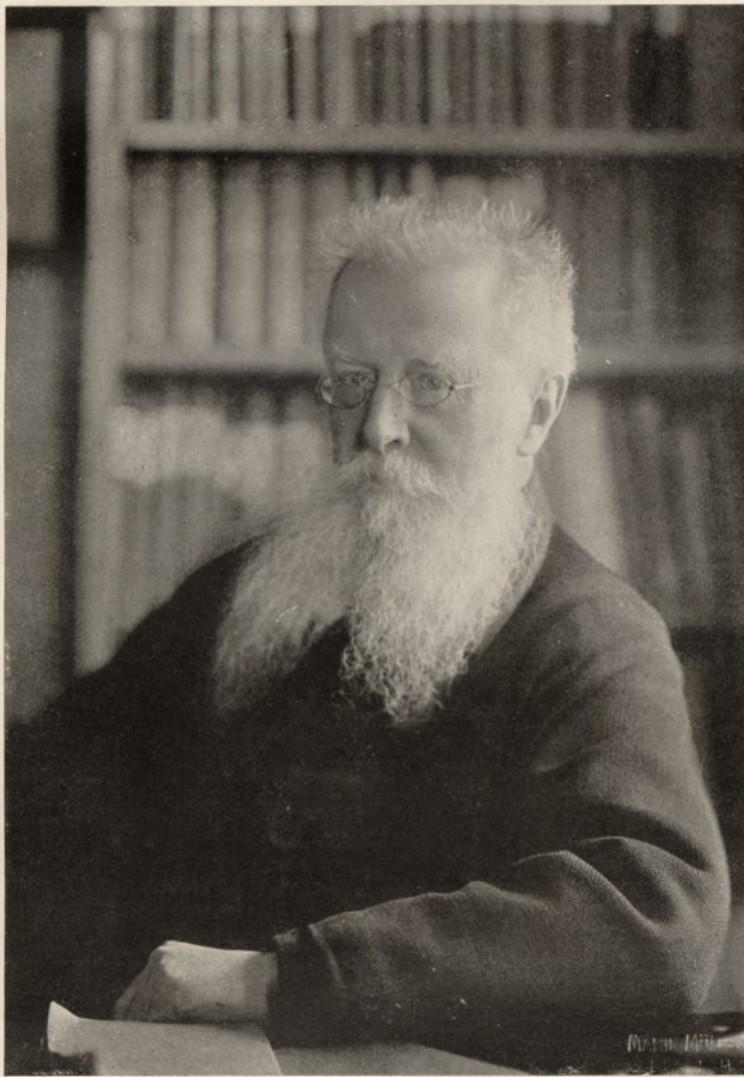
Bis jetzt sind 11 Bände erschienen, der 11. Band, Ende 1908 (bei Breitkopf und Härtel in Leipzig) behandelt die Burgunder. Der Schlussband soll noch in diesem Jahre erscheinen. Nach einander werden der Betrachtung unterzogen: Die Wandalen, die Goten, die Franken, die Alemannen, die Baiern, die Burgunder. Die Franken nehmen allein zwei Bände in Anspruch, von denen jeder 6 Abteilungen (besondere Hefte) enthält. An eine Andeutung von dem Gange der Untersuchungen zugeben sei dieser an dem Beispiel der Burgunder mit den Haupttiteln skizziert: Nachdem über Name, Abstammung, Wohnsitz gehandelt worden ist, wird das Rhonereich

nach folgenden Gesichtspunkten ins Auge gefaßt: 1. Die Grundlagen (Land, Volk); 2. die Hoheitsrechte des Königtums (Gesetzgebung, Amtshoheit, Heerbann, Gerichtshoheit, Kultur, Finanzhoheit, Kirchenhoheit). Dann folgt ein Abschnitt über die Gesamteigenart der Burgunder. Die große Quellenbeherrschung in Verbindung mit der scharfsinnigen Benutzung und Kritik sichert dem grundlegenden Werke eine weitreichende Bedeutung. Daß F. Dahn die schlesischen Kulturreiseeindrücke mit Mahnung, Warnung, Aufmunterung und Wegweisung begleitet, ist ein erfreuliches Zeichen davon, daß der Historiker auch die Gegenwart mit seinem scharfen Blicke betrachtet, und daß der Gelehrte von heute nicht bloß in theoretischen Sinne arbeitet. Seine nationale Gesinnung spricht aus jedem Werke, aus seinen Gedichten und Dentsprüchen: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk!“

Chronik

Februar

1. Der Februar beginnt, nachdem starker Schneefall eingetreten war, mit scharfer Kälte.
2. Die Breslauer studentischen Korporationen mit Ausnahme der Wingolf haben in ihren Vertretersitzungen



Felix Dahn

phot. Marie Müller in Breslau

eine Resolution etwa folgenden Wortlauts beschloßen: „Das Kultusministerium und der Senat werden ersucht, die Immatrikulation tschechischer Studenten zu verhindern, solange nicht die Sicherheit der deutschen Kommilitonen an österreichischen Hochschulen gewährleistet ist.“

4. Die schlesischen Gebirgsflüsse führen infolge des Tauwetters Hochwasser und Treibeis.

7. Das Hochwasser hat in kurzer Zeit eine überraschende Höhe angenommen, zumal in Verbindung mit dem Treibeis. In Mittel- und Niederschlesien ist viel Schaden angerichtet worden.

8. Heut hat wieder Frostwetter eingesetzt. — Die Strecke Breslau—Hirschberg ist zwischen den Stationen Dittersbach und Fellhammer infolge einer gefährdrohenden Senkung im Schönhuter Tunnel gesperrt worden.

11. Die älteste Frau Deutschlands, Witwe Josefa Chajor, geboren am 6. Januar 1800, ist heute in hohem Alter gestorben. Sie hinter-

läßt 30 Enkel und 250 Arentel.

13. Der Güterschuppen in Schwientochlowitz ist heut Nacht abgebrannt.

15. Im Bober bewegen und stauen sich gewaltige Eismassen; Eisblöcke lagern auf den Uferwiesen bei Löwenberg.

Die Toten

Januar

28. Amtsvorsteher Alwin Scholz, Rothenbach.
30. Generalmajor Eugen von Schlegell, Breslau.

Februar

2. Amtsvorsteher Robert Ramisch, Werdermühle.
5. Lehrer Wilhelm Franke, Breslau, 45 Jahre. Gymnasialdirektor Dr. Franz Adam, Patzschkau, 74 Jahre.
6. Apotheker Philipp Grüneberger, Liegnitz, 78 Jahre. Helene Gräfin Stillsfried, geb. Gräfin Ballestreim, Ziegenhals.
7. Rechtsanwalt Otto Graumann, Breslau.
10. Apotheker Max Heide, Ziegenhals, 54 Jahre.
13. Dr. med. Alfred Clusius, Breslau, 41 Jahre. Major a. D. Heinrich von Wedell, Schmiedeberg.



Tradition und Moderne

Von Joseph Aug. Lux in Dresden

Ein verblühtes Lächeln von Lebenswürdigkeit und lebensfrohem Behagen ist an den Dingen der Biedermeierzeit abzulesen. Zu den hellgelben Kirschholzmöbeln oder nachgedunkelten Mahagonimöbeln, zu der unerdenklichen Fülle von Formen, Schränken und Tischen aller Art, Damenschreibtischen und Nähtischen, stummen Aufwärtern und Kommoden, zu den großblumigen Möbelbezügen und den hellen Gardinen, den Blumen am Fenster und den gestickten Glockenzügen, zu all der gefühlsfeligen Geburtstagslyrik, welche den Proben des häuslichen Kunstfleißes von den Schlummerkissen bis zu des Hausvaters Samtkäppchen oder Samtpantoffeln, eingewebt war, gehören die Locken an der Schläfe, unter den behänderten Florentinerhüten hervorquellend, die weißen duftigen Tüllkleider oder schwere Seide in abgetönten sentimentalen Farben, heliotrop, dunkellila, altrosa und schwarz. Schwinds Frauengestalten mag man sich dabei gerne vorstellen. Der spätgeborene Enkel blickt mit einer gewissen affektierten, halb spöttischen, halb gönnerhaften Ueberlegenheit, hinter der sich nur allzu oft eine unbefriedigte Sehnsucht verbirgt, auf jene großelterlichen Tage zurück, in denen sich das Bürgertum auf seine Art auslebte und zu jener Einheit der Lebensäußerungen gelangte, welche die Bezeichnung Stil verdient. Eine spätere Zeit hat

diesen Stil „Biedermeier“ getauft. In diesem Worte verdichtet sich für uns die Vorstellung einer vollkommen durchgebildeten, bodenständigen Kultur, die in ungebrochener Linie von den gewöhnlichen Tageserscheinungen bis zu den Gipfelpunkten, welche die Namen Grillparzer, Schubert, Schwind bezeichnen, emporsteigt. Und ein sonnenhaftes Lächeln umspielt heute alle Lippen, welche dieses Wort nennen. Man war nicht immer so freundlich gesinnt. Die jüngst verwichene Zeit, welche dem Kultus der historischen Stile frönte, hat in das Wort „Biedermeier“ jenes Maß von unsäglicher Verachtung hineingelegt, welche der Kosmopolit, auch der vermeintliche, für das Spießbürgertum immer bereit hat. Das Wort war eigentlich nur gemünzt als Bettelpfennig für alles Lächerliche, Gezierte, Hausbackene, Philisterhafte, das man, wenn man durchaus will, der Schmachtlöckzeit anmerken konnte. Aber die Zeiten haben sich gründlich geändert, und der Kosmopolitismus, der in allen Stilepochen lebte und einen wahren Unrat von Geschmacklosigkeit und Widersinnigkeit häufte, hat einen gräßlichen Raizenjammer hinterlassen. Wir suchen heut alle volkstümlichen Kunstelemente auf, die wurzelhaft sind, sofern sie nicht in den letzten fünfzig Jahren mit Stumpf und Stil ausgerottet wurden. Wir knüpfen dort wieder an, um uns durch ihr Vorbild zu stärken, damit

auch wir zu Formen gelangen, in denen unser Volk und unsere Zeit lebt und die vom gewöhnlichsten Alltag bis zu den ergreifendsten Neußerungen festlicher Weihe nur eine ungebrochene Linie aufweisen.

Und wie es oft erging, was anfänglich Schimpfwort war, ward späterhin Ehrentitel. Biedermeiers Ehrenrettung kann nicht schlagender dokumentiert werden, als durch den liebevollen Eifer, der das alte Gerümpel vom Speicher, wohin es Jahrzehnte lang verbannt war, wieder herunterholt und in den schönsten Zimmern aufstellt. Das ist gewiß ein rührender, herzerfreuender Vorgang, wenn sie wirklich alter Familienbesitz, wenn sie also echt sind. Zwar werden solche Zimmer, die vollständig mit altem Hausrat angefüllt sind, den Eindruck eines Museums machen, aber ein solches Familienmuseum, mit dem sich viele freundliche Erinnerungen verknüpfen, wird immer ein besonderer Schatz sein. Weit über den persönlichen Wert hinaus besitzen sie die Kraft eines lehrreichen Beispiels, welches für den Ausbau unserer häuslichen Kultur im großen Sinne vorbildlich ist. Sie sind die Vorläufer des modernen Möbels. Mit ihrer bezwingenden Einfachheit und Anspruchslosigkeit waren die Räume geeignet, die Geberden und Bewegungen jener gemüt- und geistvollen Menschen maßvoll aufzunehmen, die Stimme des Geistes und Herzens austönen zu lassen, ohne sie durch den Unrat der Geschmacklosigkeit, durch die Wirrnis von Schnörkel und Stilbrocken, in denen babylonisch die Sprachen aller Zeiten und Völker ertönen, zu beschämen und lächerlich zu machen. Aus allen Winkeln jener Interieurs, zwischen dem ernst, einfachen Hausrat, hinter den weißen Gardinen und zwischen den Blumen am Fenster winkt der genius loci freundlich hervor, und es ist kein Stuhl und kein Schrank, kein Gegenstand des Gebrauches, der nicht den Geist der Vorfahren trüge, ihre Taten, ihre Ideale, das Wesen ihrer Persönlichkeit und ihr Gedächtnis überlieferte. So erscheint uns Späteren das großväterliche, anspruchslose Biedermeierzimmer als das traute Heim von Menschen, denen die Heimat nicht nur ein Wort oder Begriff war, sondern der gesetzmäßige, künstlerische Ausdruck der Persönlichkeit in den Gegenständen der Häuslichkeit. Die Interieurs früherer Epochen, die der Biedermeierzeit vorausgehen, besitzen keine solche Vorbildlichkeit. Auch nicht das Empiremöbel, in dem die große Historie des barocken Zeitalters ausklingt. Denn die Voraussetzungen, die jene historischen Formen geschaffen haben, sind von den heutigen grundverschieden. Hof und Kirche herrschten auch in Kunst und Kunstgewerbe. Aber es ist für die Einheit jener Kultur bezeichnend, daß

die überladenen Formen, in welchen das Machtbewußtsein der weltlichen und geistigen Herrschaft adäquaten Ausdruck fand, in einem Grade volkstümlich wurden, daß sie schließlich bis in den einfachsten Haushalt eindringen, als Abglanz absolutistischer und sacerdotaler Herrlichkeit. Die Armut der barocken Originalschöpfungen, die nicht über die Repräsentationsräume hinausgingen und das persönliche oder private Leben in einem Zustand der grenzenlosen Verlassenheit beließen, ist noch wenig beachtet. Dem Parvenu am Ende des Jahrhunderts erging es wie den Kindern mit dem Märchenkönig: „Wie wohnten doch die Könige so schön!“ ruft er in den Prunksälen eines alten Barockschlosses aus, „so möchte ich es auch haben!“ Und alsbald hat er eine stilgerechte Einrichtung, alles in billigster, banalster Nachahmung. Das Um und Auf der barocken Interieurs bestand aus Stühlen und Tischen, aus dem Paradebett und dem Sofa. Im Uebrigen wohnten auch die Fürsten in einem denkbar schlechten Zustand und entbehrten alle Bequemlichkeit, die heutzutage jedem gewöhnlichen Sterblichen eine selbstverständliche und unentbehrliche Sache ist. Wer die prunkenden Barockpaläste durchwandert, die von den alten Adelsgeschlechtern noch bewohnt werden, findet am Ende der überladenen Prunksäle, gewöhnlich im Obergeschoß, einige einfache, mit bürgerlicher Behaglichkeit, meistens im Empire- oder Biedermeierstil eingerichtete Gemächer. Das ist die eigentliche Wohnung des Fürsten. Es liegt eine feine Ironie in dieser Erscheinung, daß der Fürst, um der niederdrückenden Wucht seiner Repräsentationspflichten zu entgehen, seine Zuflucht zur bürgerlichen Schlichtheit und Bequemlichkeit nimmt, während der Parvenu des 19. Jahrhunderts all sein Behagen hingibt für das bische Salmiglanz einer „stilgerechten“ Wohnung. In der Tat mußte der ganze Reigen historischer Stile in atemloser Hecke wiederkehren, ehe man wieder zu dem vernünftigen Standpunkte zurückfand, auf dem bereits unsere Großeltern standen. Die ganze Barock hat nicht eine Form übriggelassen, die für die heutige Kultur brauchbar wäre. Sie bedeutet einen Abschluß. Die Revolution hat sie nebst dem ganzen absolutistischen Königtum hinweggefegt. Ein stammer militärischer Zug geht durch die nächsten Jahrzehnte. Der kaiserliche Stil trägt den Bedürfnissen der Zeit Rechnung, aber Empire ist noch sehr aristokratisch. Mit dem Glanz der Napoleonzeit verschwand auch der Empire-Stil; aus dem Kosmopolitismus und seinem politischen Raizenjammer flüchtete man ins alte romantische Land. Abland, Eichendorff, Schubert weckten die schwärmerische Liebe zur Natur, und ein Einschlag des

ländlichen Elementes, wohl auch schon damals der Einfluß Englands in Modedingen, führte zu den biederben, quadratischen und zylindrischen Formen des Biedermeier-Möbels, an dem Reminiszenzen aus dem Barock- und Empire-Stil als dekorative Details hängen blieben. Das Bürgertum schafft die Formen, die es braucht. Es will nicht glänzen, nicht präsentieren, sondern bequem und behaglich leben. Es erfüllt seine Forderungen mit strenger Sachlichkeit und zugleich mit einem Erfindungsreichtum, der erstaunlich ist. Unsere Möbeltypen wurden damals geschaffen. Und es bewahrt meistens eine Feinsinnigkeit, von der wir uns nicht immer einen richtigen Begriff gebildet haben. Es ist die Zeit Adalbert Stifters. Er ist der vollgiltige Repräsentant seiner Zeit, Biedermeier im besten Sinne. Er erschließt uns die Interieurs seiner Zeit und die Interieurs seiner Traumwelt, und läßt uns alles miterleben, was wir beim Betreten eines Alt-Wiener Raumes heute noch nachzuempfinden vermögen. Alle Räume dieser Art sind schwer zugänglicher Privatbesitz, nur mehr spärlich in Vollständigkeit erhalten, meistens als Trödelgut verschleudert, da und dort ein Stück. Die Museen, die im Banne der Kunstgeschichte stehen, hielten sich zu vornehm, diese Dinge zu sammeln, und auch die Lebensart unserer Großeltern zu zeigen.

Nun wird die Frage laut, was wir mit diesen verjährten Dingen, die so freundlich zu uns sprechen, anfangen sollen. Sie nachahmen? Das hieße ein altes Laster, das wir beim Haupttor hinaustreiben, durch ein Hinterpförtchen wieder hineinlassen und den Zirkel der Stilheke mit diesem letzten Glied schließen. Wie von allem Vergangenen, trennt uns auch vom Biedermeier eine tiefe Kluft. Dennoch sind diese Dinge wertvoll durch das Beispiel, das sie

lehren. Sie lehren, wie die Menschen von damals sich's bequem und gemütlich nach ihrer Art einrichteten und solcherart zu Ausdrucksformen gelangten die organisch aus dem Leben und seinen Forderungen hervorgegangen waren, vielleicht hier und da ein bißchen unbeholfen und schwerfällig, im ganzen aber unbekümmert, treuherzig und bieder. Sie lehren, daß wir es auch so machen müssen. Der Lebende behält Recht. Viele Dinge sind konstruktiv so vollkommen, daß man sie fast unverändert aufnehmen könnte, wenn nicht unsere Zeit doch wieder ihre eigene Art hätte, sich auszuprägen. Was uns vom Biedermeier trennt, sechzig, achtzig Jahre einer technischen, sozialen, wirtschaftlichen, künstlerischen Entwicklung müssen durchgreifende Veränderung des Lebensbildes herbeiführen. Schämen wir uns der Gegenwart nicht. Während vor dem Hause das Automobil, das Fahrrad, die elektrischen Bahnen vorbeiräsen, können wir im Innern des Hauses, wo wir alle technischen Vorteile auszunützen suchen, vom Telefon bis zu den elektrischen Glühkörpern, nicht den historischen Biedermeier spielen. Das hieße, da wir uns eben altdeutsch gefühlt haben, eine Rolle mit der andern vertauschen. Wohl aber können wir Biedermeier im modernsten Sinne sein, indem wir uns treu zu dem bekennen, was unserer Zeit gemäß ist, so wie es unsere Großväter für ihre Zeit getan haben. Dann wird sich von selbst ein gewisser verwandtschaftlicher Zug mit den vergangenen Dingen der Heimat herausstellen, wie denn überhaupt alles Echte, aus wirklichem Bedürfnis Herausgeborene trotz großer zeitlicher Trennung verwandter ist, als man denkt. Denn immer ist der Mensch das Maß der Dinge. Auch die Motive aus alter Kultur wecken in unserm modernen Gefühl ein Echo.



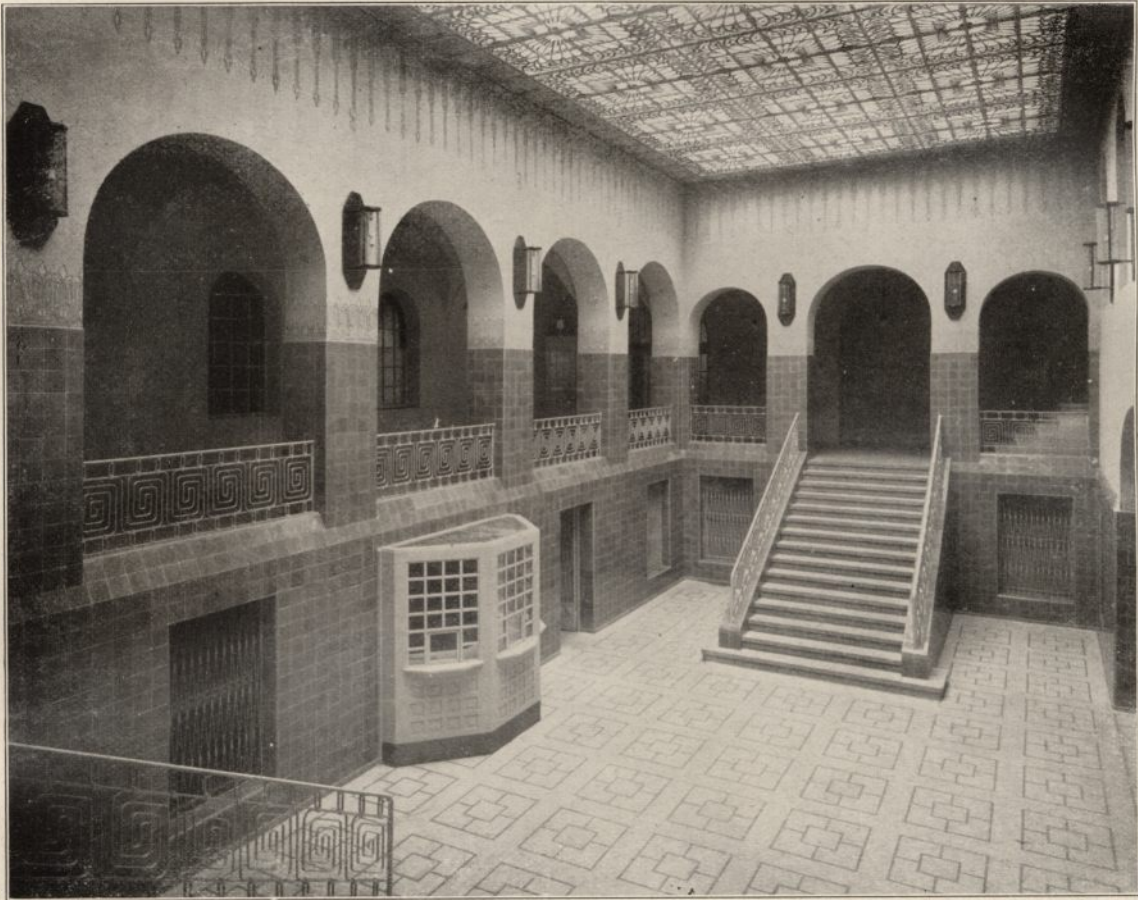
Broche
von Carl Scheu in Breslau



cop. Phönix-Verlag

phot. Ed. van Delden in Breslau

Der Erweiterungsbau des Hallenschwimmbades in Breslau
Architekt: Professor Werdelmann in Barmen



cop. Phönix-Verlag

Hallenschwimmbad in Breslau
Eingangshalle

phot. Ed. van Helven in Breslau

Vom Hallenschwimmbade in Breslau

Breslau besitzt seit dem Jahre 1897 ein unter privater Leitung stehendes Hallenschwimmbad in der Zwingerstraße. Der Erbauer des Gebäudes — es gehört zu den wenigen interessanteren der Neuzeit in Breslau —, der jetzige Direktor der Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Barmen, Professor W. Werdelman, erhielt den Auftrag dazu als Sieger in einem für den Bauentwurf ausgeschriebenen Wettbewerbe. Er hat in den letzten zwei Jahren diesem alten Baue einen ebensogroßen, architektonisch eindrucksvolleren, neuen Teil hinzugefügt. Mit seinem kräftigen, sechsstöckigen Wasserturme an der Ecke und seinen drei Stockwerken unter abgeflachtem Siebeldache überragt der Neubau bedeutend den alten, der nur zweistöckig ist und ein flaches Dach hat. Auch die äußere dekorative Ausstattung, sowie die gesamte innere Einrichtung ist opulenter als im alten Hause.

Nachdem der neue Teil schon am 19. Oktober 1908 für sich eingeweiht worden ist, sollen die unter der örtlichen Bauleitung des Architekten Freiberg stehenden Umbauarbeiten des alten Teiles, insbesondere der großen, alten, früher einzigen Schwimmhalle, am 1. April dieses Jahres und damit der gesamte Erweiterungsbau vollendet sein. Nach Entfernung des alten Portals wird das des neuen Teils, auf dem jetzt der Schwerpunkt der gesamten baulichen Anlage liegt, allein den Zugang zum Bade vermitteln. Er mündet in eine Halle, aus der Stufen links in den alten Flügel, in das künftige Männerbad, rechts in den neuen, die große Frauenschwimmhalle und die übrigen Bäder und Räume verschiedener Bestimmung führen.

Uns interessiert hier nicht die technisch-hygienische Seite der Erweiterungsarbeiten, sondern nur ihre künstlerische Erscheinung. Sie



cop. Phönix-Verlag

Hallenschwimmbad in Breslau
Eingang

phot. Ed. van Delden in Breslau

ist wertvoll genug, um in einigen Stichproben vorgeführt zu werden.

Eines ermöglichen sie allerdings nicht: einen Vergleich des Fortschritts unserer Architektur und der künstlerischen Ausdrucksweise Werdelmanns insbesondere innerhalb eines Dezenniums, weil sie nur dem neuen Teile angehören. Aber wir können es sagen: Der Fortschritt ist vorhanden. Trotzdem ist es dem Architekten gelungen äußerlich wenigstens Altes und Neues zu einem immerhin einheitlichen Ganzen zu verbinden. Die an historische Stilformen anklingende Front-Architektur des alten Bades wurde auch für den neuen Teil wenigstens im Obergeschoß durch die Fortführung des kleinen Arkadensystems und des Hauptgesimses übernommen. So umschließt jetzt dieses eindringliche Architektur-Motiv den ganzen Vorderbau bis zu dem Turm. Die unteren Geschosse sind den verschiedenen Bedürfnissen entsprechend abgeändert, aber doch im Charakter ganz dem alten Bau angepaßt.

Neu ist, wie schon hervorgehoben, im Neubau der Aufbau eines weiteren Obergeschosses für die Dienstwohnung des Anstaltsleiters. Dieser Oberbau ist durchaus gegensätzlich zu der Ziegelarchitektur der unteren Geschosse vorwiegend als Putzbau mit geringer Ziegeleinfassung der Erker behandelt und durch ein herumlaufendes Gitter besonders hervorgehoben. Der Wasserturm für die Hochreservoir aber ist wieder in der Architektur des unteren Ziegelrohbaues gehalten und gewissermaßen als Wahrzeichen der Anstalt gedacht. Die dahinter anschließende Schwimmhalle mit den sechs mächtigen, tiefreliefierten Fensterbögen ist von dem Turm durch den Erkerausbau der hier liegenden Treppe getrennt.

So sehr die Architektur des Äußeren durch die des alten Teiles in gewissem Sinne bestimmt war, so unabhängig und selbständig konnte die Architektur der Innenräume behandelt werden. Es kommt hier natürlich nur eine Zweckmäßigkeitsarchitektur in Frage. Und



cop. Phönix-Verlag

Hallenschwimmbad in Breslau
Frauenschwimmbad

phot. Ed. van Deiden in Breslau

so tritt denn auch überall das Streben hervor lediglich durch Durchbildung der für die Zweckbestimmung der Räume erforderlichen technischen Einrichtung die architektonische Wirkung und Stimmung zu erzielen.

Mit Rücksicht auf die Rentabilität des privaten und geschäftlichen Unternehmens war Luxus für den Architekten ausgeschlossen, ja sogar Sparsamkeit geboten. Aber äußerste Solidität des Materials und der Ausführung blieb, schon um das Gebäude nicht zu gefährden, immer das oberste Gesetz bei der Dekoration und Mobiliarausstattung der Räume. *Αριστοτελὲς ἔδος*, aber nicht für ein Gebäude, dem Feuchtigkeit und heiße Dämpfe die schlimmsten Feinde sind. Daraus ergab sich, um nur noch eins hervorzuheben, die weitgehendste Verwendung glasierter Kacheln, wie die möglichste Vermeidung jeder malerischen Behandlung. Für die malerische Dekoration der Wände und Decken wurde in der Pressputztechnik ein vortrefflicher Ersatz gefunden. (Siehe die Abbildungen auf S. 303—306.) Sie ist

dem inzwischen verstorbenen Hofmalermaler Hans Rumsch in Breslau zu verdanken, der sich lange mit der Aufgabe beschäftigt hat, dem Putz, als dem in neuen Bauten für die Bearbeitung der Raumsflächen am meisten verwandten Materiale, neue Reize abzugewinnen. Werdelmann nahm die Neuheit des Verfahrens mit Freuden auf und verstand es auch in alle Möglichkeiten der Technik einzudringen, zeichnerische Entwürfe zu schaffen, die technisch leicht ausführbar waren. Es galt bei aller Verschiedenheit der Formen und Größenverhältnisse Motive zu finden, die sich in stets wiederkehrende Details zerlegen ließen und durch Zusammensetzen eine geschlossene Wirkung erzielen. Wie der Buchbinder bei der Handvergoldung der Einbände die Muster aus kleinen Stempeln zusammensetzt, so werden auch hier die Muster aus Stempeln einer besonders präparierten Guttaperchamasse auf frisch angeworfenen, formbaren Putz eingedrückt. Es entsteht ein Relief, das unter den verschiedenartigen Einflüssen des Lichts



cop. Phönix-Verlag

phot. Ed. van Delben in Breslau

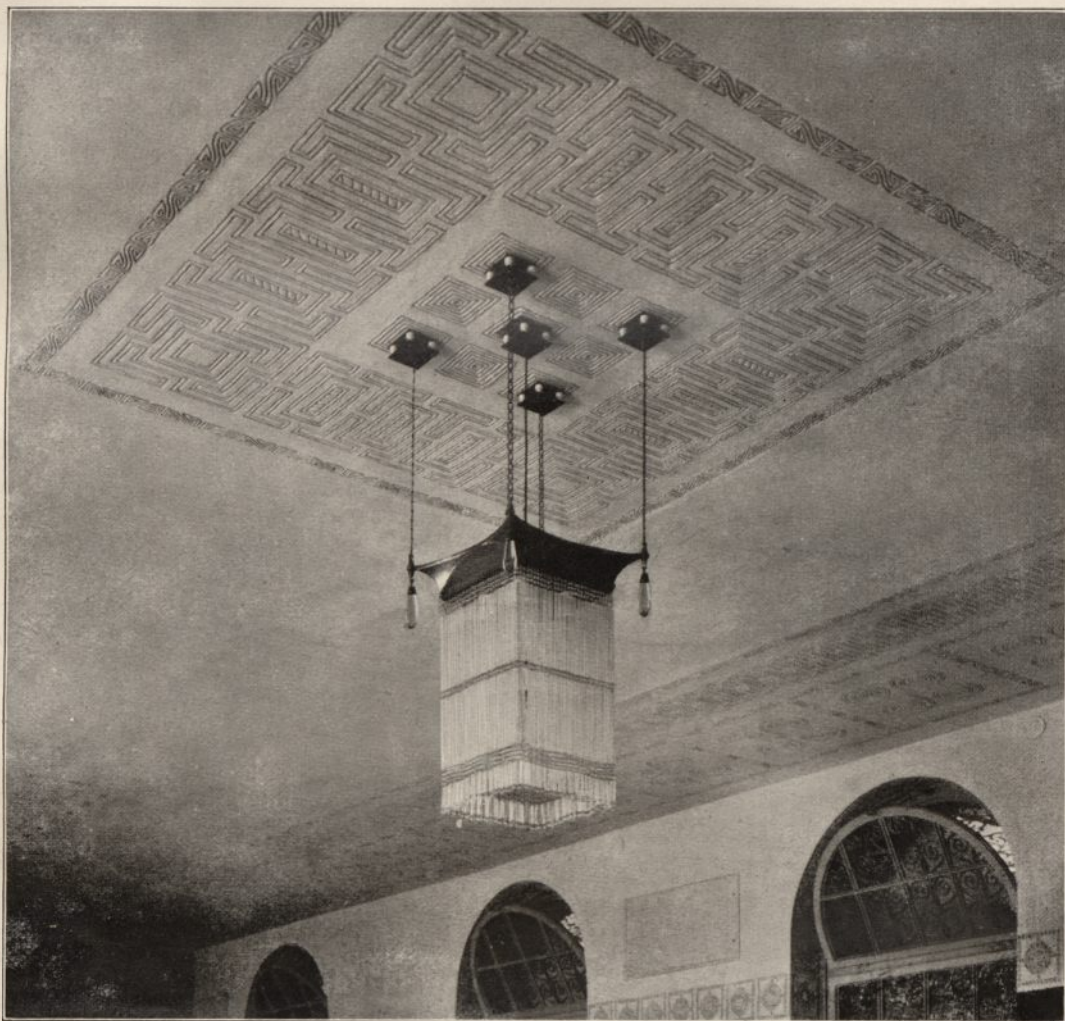
Hallenschwimmbad in Breslau
Ruheraum im elektrischen Schwimmbade



cop. Phönix-Verlag

phot. Ed. van Delden in Breslau

Hallenschwimmbad in Breslau
Restaurant



cop. Phönix-Verlag

Hallenschwimmbad in Breslau
Deckenverzierung in Preßpuß im Ruheraum

phot. Ed. van Delden in Breslau

eine wechselnde, stets effektvolle Wirkung ausübt.

Nächst diesem eigenartigen Schmucke der Räume sind die durchweg rein ornamental gehaltenen Fensterverglasungen und Vergit-

terungen hervorzuheben, wie fast alle übrigen Ausführungsarbeiten des Baues, Erzeugnisse Breslauer und schlesischer Handwerker und Kunsthandwerker, die damit überall vortreffliche Arbeit geleistet haben. C. B.

Ein Freiluftmuseum in Berlin

Von Professor Dr. R. Masner in Breslau

Die Reichshauptstadt soll unter dem Namen „Das Deutsche Dorf“ ein volkstümliches Freiluftmuseum erhalten, „das die Entwicklung des deutschen Bauernhauses, die alten dörflichen Baustile aller Stämme und Gaue unseres Vaterlandes in ihren Haupttypen zur Anschauung bringt“. Ein Aufruf nennt eine ganze

Anzahl von Namen aus allen Teilen Deutschlands, deren Träger bereits dem Komitee zur Durchführung des Planes beigetreten sind, und berichtet auch, daß für das Freiluftmuseum vom Landwirtschaftsminister ein westlich von der Station Grunewald äußerst gelegenes Gelände angeboten worden sei, ebenso stehe

ein überaus geeignetes Terrain in einem anderen westlichen Vorort zur Verfügung.

Daß man auch bei uns die Notwendigkeit der Gründung von Freiluftmuseen einzusehen beginnt, darf mit Freude begrüßt werden. Die nordischen Länder, Schweden, Norwegen und Dänemark haben sich mit ihren zahlreichen Museen dieser Art eine viel bewunderte und wirklich bewunderungswürdige Spezialität geschaffen. Auch wir in Deutschland sind uns darüber klar, daß wir uns für die Darstellung der alten ländlichen Kultur und Kunst unserer weiteren oder engeren Heimat in den Museen nicht mit dem Sammeln von Einzelstücken oder im besten Falle mit der Aufstellung ganzer Stuben begnügen dürfen. Auf diesem Gebiete wenigstens kann und soll noch, so lange es Zeit dazu ist, die höhere zusammenfassende Einheit, die erst die Einzelheiten verständlich macht, das Haus oder Gehöft, erstrebt und erreicht werden. Aber auch ein Freiluftmuseum muß ein Museum mit der ganzen Resignation und Unvollständigkeit bleiben, die nun einmal diesen Grabkammern der Vergangenheit anhaften. Besser das Abgestorbene, das der Wissenschaft nützt oder die arbeitsfähige Phantasie anregt, als der grobe Schein des Lebens, der nur zum Spott herausfordert. Freiluftmuseen, die zur größeren Unterhaltung des Publikums Staffage oder gar einen vollständigen Landwirtschaftsbetrieb einführen und komplizierte Nachahmungen von Naturscenerien schaffen wollen, müßten in Deutschland, besonders in den Großstädten, den Anspruch verlieren, ernst genommen zu werden.

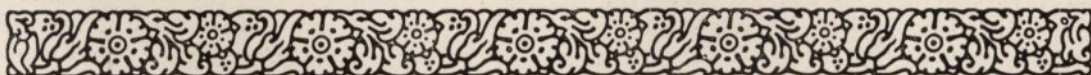
Das muß klipp und klar ausgesprochen werden, auf die Gefahr hin, daß man als „Nörgler und verbissener Theoretiker“ gescholten wird, der sich dem Werte eines solch idealen Wertes verschließt; denn der Berliner Aufruf legt zu viel Wert auf diesen Theaterrealismus. Schon die Menge alles dessen, was zunächst geplant wird, erweckt Bedenken. Der Haupteingang des Museums wird durch das Verwaltungsgebäude mit zwei daranstoßenden Ausstellungshallen gebildet. Dann fällt unser Blick auf eine praehistorische Gruppe, bestehend aus einer urgermanischen Siedelung, „welche den Behausungen der alten Deutschen zur Zeit des Tacitus entsprechen dürfte“ (oder auch nicht!), einer Grubenwohnung, einem Wodan-

hügel mit Opferstein und markanten Hünengräbern. Nun werden die einzelnen Haustypen aufgeführt, ein Pöfener Hauländer Gehöft, ein Haus aus Hinterpommern, aus dem Spreewald, ein niedersächsisches Bauernhaus, ein mitteldeutsch-fränkisches Haus mit verschiedenen Anhängseln, Häuser aus dem Rheinlande, Schwarzwalde, aus Oberbayern und Tirol und zuletzt ein ganzes märkisches Dorf mit Kirche, Häusern, die von Höfen und Gärten umgeben sind, mit Dorfbäckerei, Schmiede, Schulhaus, Windmühle, Dorfkrug, Dorfanger etc. Da nun die Umgebung eines jeden Gebäudes dessen Eigenart angepaßt sein soll, um zu zeigen, daß die ländlichen Bauleute von ehemals in „bodenständigem Sinne“ schufen, muß die ganze so mannigfaltige Bodentopographie der deutschen Lande aufgeboten werden, von der niederdeutschen Heide und den Wasserläufen des Spreewaldes an bis zu den Rebenhügeln des Rheinlandes und zum Hochgebirge der Alpen. Wenn das Mögliche davon nur einigermaßen gut gemacht werden soll, wären ein Riesengelände und Riesenkapitalien erforderlich. Oder alles wird eine Spielerei.

Dafür aber, wie man sich die Ausführung im Einzelnen denkt nur ein Beispiel:

„Weiter grüßt uns das niedersächsische Bauernhaus, mit hohem Strohdach, Pferdeköpfen am Siebel und weitem Bogentor, das direkt auf die Tenne führt, an der in erster Linie die Stallungen und im äußersten Winkel die bescheidenen Wohnräume liegen. Im Hintergrund der weiten Diele hängt an langer Kette der Grapen über der Herdstelle, hoch darüber Schinken und Würste im Rauche. Primitive Ackergeräte stehen auf dem von Geflügel belebten Hofe umher. Seitlich bietet sich ein Blick in die Heide, auf welcher eine Zirkerei, ein Schäferarren, einige weidende Heidschnucken, sowie ein stridender Schäfer, der Wächter dieses Gehöfts, das Bild vervollständigen.“

Und nun stelle man sich zu dieser zusammengedünkelten Poesie das Berliner Sonntagspublikum vor, das mit dem Geflügel, den weidenden Heidschnucken, dem stridenden Schäfer, dem hessischen Dunghaufen, den Tiroler Almdirndeln etc. seine Allotria treiben wird. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt; der Berliner Skepticismus nimmt es unbarmherzig und rücksichtslos wahr, wenn dieser Schritt getan wird. Das Schicksal dieses ersten deutschen Freiluftmuseums, nicht ernst genommen zu werden, würde die Sache der Freiluftmuseen in Deutschland auf das schwerste schädigen.



Von Nah und Fern

Neues und altes Kunsthandwerk

Schlechte Aussichten für Kunst und Gewerbe. Der neue Erlaß bezüglich Sparbarkeit bei staatlichen Bauten hat wohl nur in den Kreisen Befriedigung hervorgerufen, die vorkommendenfalls mit Vorliebe den heiligen Florian anzurufen pflegen. Wenn dieser Erlaß wirkungsvoll durchgeführt werden soll, bedeutet er eine Bedrückung der beteiligten Erwerbskreise, also der Künstler, Kunstgewerber und Bauhandwerker, deren Lage sowieso nicht glänzend ist. Ich kann aber nicht finden, daß der Staat bisher in übertriebener Weise Geld für Bauten, deren Einrichtung und Ausschmückung verwirtschaftet hätte. Ist es wirklich verwerflich, wenn hier und da ein Staatsbau etwas reicher als üblich geschmückt wird? Es wird getadelt, daß bei diesem oder jenem Dienstgebäude ein Saal oder irgend ein anderer Raum künstlerisch ausgestattet wurde. Ja, es sind aber dabei doch Handwerker und Künstler beschäftigt worden und haben Verdienst gefunden. Ist dies vielleicht ein Fehler? Im Gegenteil, man kann nur wünschen, daß der Staat auf diesem Wege weiter schreite. Das Publikum, welches in öffentliche Bauten hineinkommt, soll Schönes und Mustergiltiges sehen, es soll auf den Geschmack gebracht werden. Es ist keine Verschwendung, wenn bildende und angewandte Künste gepflegt werden. Man konnte nicht behaupten, daß es bisher ausreichend der Fall war. Jetzt soll es, anstatt besser, noch schlechter werden.

Der Begriff Luxus ist nur relativ aufzufassen. Einer sieht für Luxus an, was dem Andern einfach und selbstverständlich ist. Es ist schon vorgekommen, daß Jemand fand, die Wandverkleidung eines Raumes aus Holz sei ein Luxus, Tapete täte es auch. Es kam aber ein anderer Jemand, der behauptete, Tapete sei auch Luxus, Kalttünche genüge. Dächte Jedermann so, so könnten wir gleich 90 von 100 unserer Kunstgewerbeschulen schließen. Darum seien wir froh, daß der böse „Luxus“, der so schwer zu fassen ist, gar keine Neigung hat, auszusterben, trotzdem er die angenehme Folge hat, vielen Tausenden Beschäftigung und Brot zu gewähren.

Der Staat hat meines Erachtens überhaupt eine Art Verpflichtung für seine Künstler und Kunsthandwerker etwas zu tun. Er b'ldet sie ja in ausgiebigster Weise durch Schulen heran und da diese, wenigstens früher, gehalten waren, auch auf die Quantität der Schüler zu achten, so hat sich eben eine Ueberproduktion herausgebildet, welche sich in schlechten Zeiten um so fühlbarer macht.

Der Erlaß bedeutet: mehr Arbeitslosigkeit für Kunst und Handwerk. Beklagenswert ist es, wenn sogar Parlamentarier für diesen Erlaß eintreten und dadurch indirekt für die Vergrößerung der Arbeitsnot wirken. Die Summen, (sie sind gar nicht sehr groß), welche dem Erwerb entzogen werden, machen das Kraut der Finanzreform auch nicht fett, helfen aber die Anzweifelnheit vergrößern und rufen sie hervor in Kreisen, die sich bisher sehr artig und bescheiden verhalten haben.

Aber so geht es immer. Artige Kinder fordern nichts, artige Kinder kriegen nichts, man nimmt ihnen sogar noch etwas.

G. Schieder

Alle schlesische Zinngießerwerkstätten. In der Januar-Sitzung des Schlesiens Altertumsvereins sprach Direktorialassistent Dr. Erwin Hinz über „Schlesische Zinngießerwerkstätten“.

Die ältesten Nachrichten über schlesische Zinngießer reichen bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Erst mit dem Aufblühen der ältesten mitteleuropäischen Zinnbergwerke, denen von Graupen und Schönfeld in Böhmen, und dem Auftreten venetianischer und lombardischer Zinngießer in Prag begann auch in Schlesien das Gewerbe

der Rannen- und Zinngießer von dem älteren der Rot- und Glockengießer sich abzutrennen und selbständig zu entwickeln, natürlich nicht plötzlich, sondern allmählich. Noch lange ruhten in vielen Fällen (an verschiedenen Orten verschieden lange) beide Gewerbe in einer Hand. Rasch aber wuchs bei uns seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Zahl der Rannen- und Zinngießer; in Breslau müssen sie sich schon vor 1385 zu einer Innung zusammengeschlossen haben. Eine ganz erhebliche Steigerung erfuhr ihre Zahl während des 15. Jahrhunderts; 117 Meister erwarben damals in Breslau das Bürgerrecht. Auch die übrigen bedeutenderen Städte der Provinz wie Glogau, Görlitz, Liegnitz, Neisse, Reichenbach, Schweidnitz nahmen im Verhältnis zu ihrer Größe und wirtschaftlichen Bedeutung an dem Aufschwunge des Zinngießerhandwerks teil. Und dieser numerische Aufschwung bedeutete zugleich eine Blütezeit der Leistungen. Auch das 16. Jahrhundert war es noch, obwohl von 1500 bis 1600 nur noch 56 Zinngießer in Breslau das Bürgerrecht erwarben. Mit der wirtschaftlichen und kulturellen Rückwärtsbewegung Schlesiens im 17. Jahrhundert begann der Verfall des Zinngießerhandwerks. Auch als die allgemeine Lage des Landes sich besserte, Goldschmiede und Kürschner z. B. im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts von der Depression sich erholten, nahm den Zinngießern die inzwischen eingetretene Wandlung des Geschmacks die Möglichkeit zu einem erneuten Aufschwung, denn das Zinngerät wurde jetzt vielfach durch Glas-, Silber-, Fayencegeschirre und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die sich rasch einbürgernde Steingutware im Haushalte ersetzt. In Breslau erwarben während des 18. Jahrhunderts gegen 32, in Liegnitz gegen 18, in Neisse gegen 12 Zinngießer das Meisterrecht; in manchen Städten gingen die Werkstätten ganz ein oder beschränkten sich auf den Betrieb einer einzigen. In Breslau gibt das Adreßbuch von 1832 nur noch sechs Meister an; nicht eine schlesische Zinngießerinnung scheint die 30er oder 40er Jahre des 19. Jahrhunderts überlebt zu haben.

Naturgemäß war von allen schlesischen Zinngießerinnungen die Breslauer die größte und bedeutendste. Nächst ihr zählt die Liegnitzer, aber angesehener als sie war die Schweidnitzer. Der Herkunft nach waren die Zinngießer meist Schlesiener; Fremde stammten zum großen Teil aus Preußen, Pommern, Brandenburg und Sachsen; Süddeutschland lieferte nur sehr wenig Zuzug.

Wie die Goldschmiede hatten auch die Zinngießer als Ausweis für das Vorhandensein der vorchriftsmäßigen Probe ihre Arbeiten mit Stadt- und Meisterzeichen zu versehen. Ebenso bestanden in Breslau seit 1499 Vorschriften für die Anfertigung von Meisterstücken. Der Verkauf der fertigen Zinnwaren fand in dem mit der Werkstatt verbundenen „Gewölbe“ oder einem abseits gelegenen Laden statt. Außerdem bildeten Wochen- und Jahrmärkte in und außerhalb Schlesiens ein Absatzmittel. Ueber die Ausfuhr schlesischer Zinnwaren, insbesondere deren Umfang sind wir nur wenig unterrichtet. Der Handel mit fremden Zinnwaren scheint nie bedeutend gewesen zu sein.

Die große Reihe schlesischen Zinngerätes im Besitz des Breslauer Kunstgewerbemuseums zeigt die Leistungsfähigkeit des schlesischen Zinngießerhandwerks. Die Anfertigung von sogenanntem Edelzinn mit Reliefdecor und geätzter Arbeit wurde in Schlesien nur von wenigen Meistern in bescheidenem Umfange geübt; das schlesische Zinngießerhandwerk hat sich also nicht dem süddeutschen, sondern dem norddeutschen Kreise mit vorwiegend graviertem, zum Teil von Messingeinlagen begleiteten Decor angegliedert. Zu den hervorragendsten Erzeugnissen des schlesischen Zinngießerhandwerks gehören jedenfalls die drei dem Breslauer Kunstgewerbemuseum gehörigen gotischen Rannen der Breslauer Bäcker von 1497, der Breslauer Seiler von 1511 und der Löwenberger Tuch-

knappen von 1521. Ihnen reihen sich mehrere gleichartige Kannen in auswärtigem Besitze würdig an.

Diese gänzlich neuen, auf Grund sehr mühseliger archivalischer Forschungen gewonnenen Ergebnisse wird Dr. Hünke zunächst in einem illustrierten Aufsätze zusammenfassen, der dieses Jahr im V. Bande des Jahrbuchs des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer erscheinen wird. Er bildet die Einleitung zu einem grundlegenden Werke über die schlesischen Zinngießerwerkstätten, ihre Meister und ihre Erzeugnisse.
B.

Vereine

Im **Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien** hielt Geh. Rat Prof. Dr. Foerster am 11. Februar einen von Lichtbildern begleiteten Vortrag über „Mykenische Kunst.“

Sonntag den 21. Februar fand eine Besichtigung des Musiksaales und der Aula Leopoldina der Breslauer Universität, sowie der Matthiaskirche unter Führung des Herrn Maler Josef Langer statt.

Der diesjährige **Delegiertentag des Verbandes Deutscher Kunstgewerbevereine** wird am 28. März in Halle a. S. tagen. Außer den üblichen sind folgende Punkte der Tagesordnung vorläufig festgesetzt: 1) Bericht des Bühnenausschusses, 2) Bericht des Zeitschriftenauschusses, 3) Bericht über die Wanderausstellungen 4) Anregungen für Denkmalspflege.

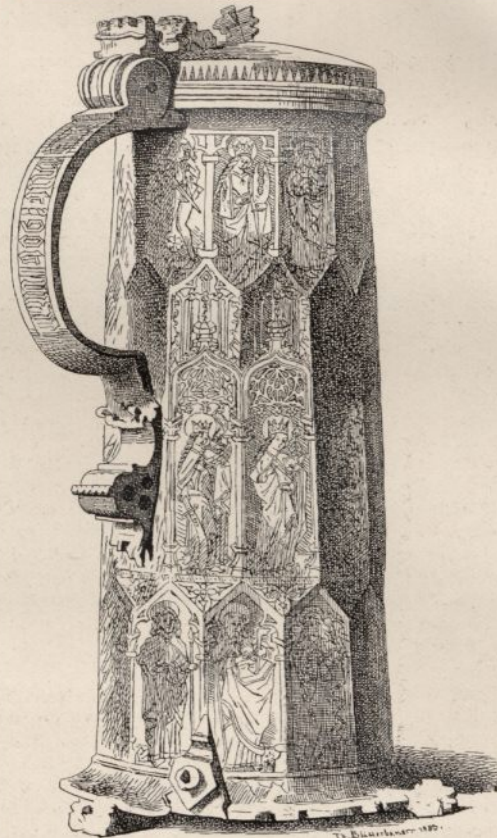
Museen

Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau. Die Direktion des Museums veranstaltet in den Monaten Februar und März eine Reihe von Vorträgen aus verschiedenen Gebieten der modernen Kunst und Kunstpflege mit folgendem Programm: Freitag, den 26. Februar: Konservator des Gewerbemuseums in Bremen, Dr. Karl Schaefer: „Der Kaufmann als Vermittler zwischen Kunst und Publikum“; Freitag, den 5. März: Generalsekretär der deutschen Gartenstadtgesellschaft in Karlsruhe i. B., Hans Kampffmeyer: „Die Gartenstadtbewegung“ (mit Lichtbildern); Freitag, den 12. März: Otto Grautoff aus Paris: „Der Bildhauer Rodin“ (mit Lichtbildern); Freitag, den 19. März: Professor an der königl. Kunstgewerbeschule in Berlin, Franz Seck: „Die Grabmal-Kunst der Gegenwart“ (mit Lichtbildern). Die Vorträge finden um 8 Uhr abends im Vortragsaale des Museums statt.

Die Ausstellung der Neuerwerbungen des Museums im laufenden Etatsjahre, das am 31. März schließt, beginnt Anfang März.

In **Grünberg** wird ein Altertums-Museum eingerichtet.

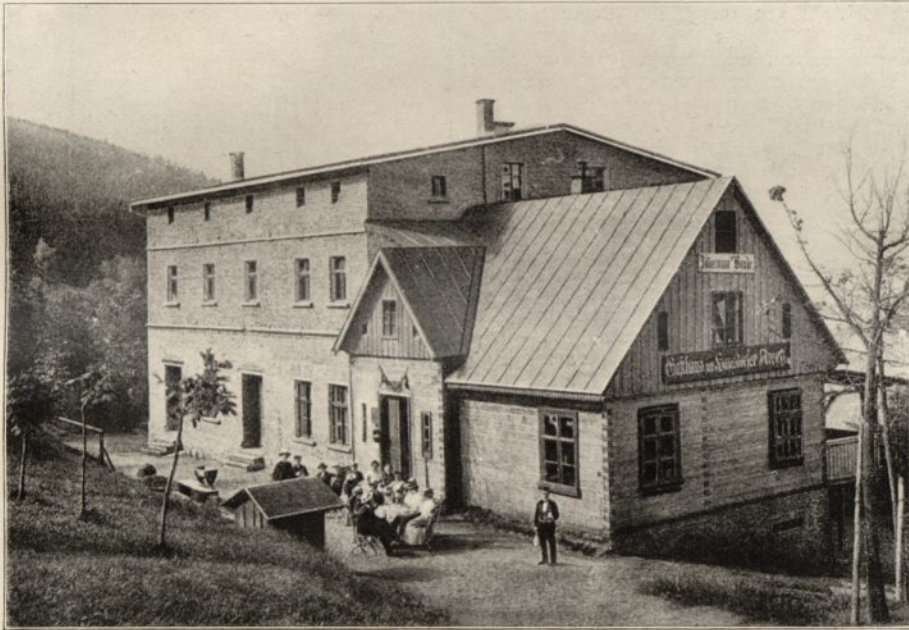
Ein **Ragbach-Schlacht-Museum** soll, so berichtetet wir, in Dohnau bei Liegnitz, zustande kommen, nachdem hier bereits 1908 ein Malhügel enthüllt worden ist. Die erste Anregung dazu gab der königliche Baurat Weisstein in Brieg durch Zuwendung von Stahlstichen die Schlacht an der Ragbach betreffend. Landesrat Schober-Breslau, schon durch die Verdienste, welche er sich bei Entsehung des Malhügels hier selbst erworben, bekannt, nahm diese Anregung auf, sodaß durch seine Vermittelung eine große Zahl von Erinnerungstücken, teils von Nachkommen des Helden der Schlacht an der Ragbach, des damaligen preußischen Generals Leberecht von Blücher, eingegangen sind. Alle diese historisch wertvollen Gegenstände lagern zurzeit in einem Gelasse des Gemeinde-Vorstehers in Dohnau und harren einer ihrer Bedeutung entsprechenden Unterkunft. Museums-Bauentwürfe sind in bereitwilligster Weise vom Provinzial-Architekten Grünwald-Breslau zur Verfügung gestellt worden. Daß das



Zinnkanne
der Breslauer Bäckerring vom Jahre 1497
(Schlesisches Museum
für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau)

Museum gerade in Dohnau erbaut wird, dafür sprechen dieselben Gründe, die Landesrat Schober in seiner Denkschrift über den Malhügel am Ufer der Ragbach zur Erinnerung an die Schlacht an der Ragbach vom 26. August 1813 treffend festgelegt hat.

Museum in Glogau. Zu den Städten, welche mit der Sammlung von Gegenständen des Kunstgewerbes und Altertümern begonnen haben, um für ein beschränktes Gebiet Anschauungsmaterial für die heimatische Geschichte zu bieten, will sich auch Glogau gesellen. Freilich sind ihm aus dem ehemaligen Fürstentum Glogau schon die Städte Sprottau und Grünberg in letzter Zeit zuvorgekommen, während in der Nachbarschaft Liegnitz, Lüben, Haynau, Bunzlau und Sagan schon früher vorangegangen sind. Scheinbar abseits von seinem eigentlichen Zwecke, aber doch auch wieder in ursächlicher Verbindung damit, hat der Verkehrsverein Glogau es unternommen einleitende Schritte zu tun zur Begründung einer Sammlung kulturgeschichtlich und kunstgewerblich wichtiger Gegenstände aus Stadt und Kreis Glogau. Dem bereitwilligen Eingehen des Magistrats auf die vorgetragenen Wünsche und Vorschläge wird es in erster Linie zu danken sein, wenn die Bestrebungen bald greifbare Ergebnisse haben werden. Die Anteilnahme der Bürgerschaft ist sehr lebhaft und auch die Kreisinsassen werden gern das Ihrige zum Gelingen beitragen, wenn erst einmal durch vorläufige Ausstellung des bisher Verfügbaren gezeigt werden kann, welche Ziele sich der Verkehrsverein gesteckt hat. r.



Ein Bild ohne Worte zum Thema: Heimatschutz
ein hoffentlich abschreckendes Beispiel
einer Baudenerweiterung im Schlesischen Gebirge

Schlesische Künstler

Bei dem Wettbewerbe um die architektonische Ausbildung der Weißeritzalsperren bei Klingenberg und Malter in Sachsen, ausgeschrieben von der Kgl. Wasserbaudirektion in Dresden, erhielten unter 52 eingegangenen Entwürfen den 1. Preis (2000 Mark) Architekt Professor Hans Poelzig, der Direktor der Breslauer Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau, und Ingenieur Emil Ferchland in Dresden.

In der Urteilsbegründung heißt es: „Der Entwurf No. 39 mit dem Kennwort „Einsam“ erscheint künstlerisch unter allen Entwürfen hervorragend, weil er ein großzügiges, eigenartiges, den Widerstand gegen die elementare Kraft des Wassers kennzeichnendes Motiv gefunden hat und dieses Motiv aus der Gestaltung der Mauer selbst entwickelt, ohne dazu eines als eignes kleines Bauwerk sich absondernden Aufbaues zu benötigen. Das Motiv paßt sich dem am Orte gefundenen Baumaterial ausgezeichnet an. Das Preisgericht würde die Wiederholung dieses Motivs für beide Sperren wegen seiner Eigenartigkeit nicht empfehlen, sondern hält diese Ausbildung nur für Klingenberg, und zwar in der vereinfachten Form für zweckentsprechend. Das Wärterhaus entspricht räumlich nicht den Bedürfnissen und steht in der architektonischen Durchbildung nicht auf derselben Höhe wie die Mauerausbildung.“

In einem vom Bibliographischen Institut in Leipzig ausgeschriebenen Wettbewerbe für Entwürfe zu Einbänden für „Brehms Tierleben“ erhielt unter 549 Bewerbern Maler Paul Hampel, Lehrer an der Städtischen Handwerkererschule in Breslau, den 6. von 9 Preisen.

Unter den 530 Arbeitern, die beim Wettbewerbe für einen Bismarkturm in Bochum eingingen, hat den 3. Preis ein Schüler Professor Poelzig's, Architekt Albrecht Friede, in Breslau erhalten.

In einem Wettbewerbe für Entwürfe zum An- und Umbau des Rathauses in Rudolstadt in Thüringen erhielt

unter 207 eingereichten Projekten Architekt Erich Grau in Breslau den 2. Preis.

Auf Veranlassung des Liegnitzer Geschichtsvereins hat die Stadt Liegnitz ein Gemälde von Professor Richard Knötel in Berlin für 1200 Mark gekauft. Es stellt Friedrich den Großen am Abend vor der Schlacht bei Liegnitz dar. An dem späteren Gasthof Friedrichsruh (siehe Schlesien I. Jahrgang S. 222) läßt er die Truppen an sich vorüber defilieren.

Ausstellungen

Eine **Ausstellung von Gesellenstücken** der freien Vereinigung von Arbeitgebern in der Holzindustrie findet in der zweiten Hälfte des April im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau statt.

Die für den März dieses Jahres geplante **Ausstellung des Künstlerbundes Schlesiens** muß wegen Krankheit des Geschäftsführers auf den Herbst verschoben werden.

Eine **Ausstellung von Nadelarbeiten** als Anregung für den Handarbeitsunterricht für Mädchenschulen und für die Geschmacksbildung der weiblichen Handarbeit insbesondere hat der Oberlausitzer Kunstgewerbeverein in Görlitz veranstaltet.

Internationale Volkskunstausstellung in Berlin. In der Vohstrafe locken orangefarbene Banner. Der Lyceumklub ist bei Wertheim zu Gast. In einem abgeschlossenen Teile des großen Kaufhauses findet dort die „Internationale Volkskunst-Ausstellung“ statt. Ein Titel reich an Inhalt, und es mag nicht leicht geworden sein, ihm gerecht zu werden. Wie viele Mitarbeit war nötig, besonders im Auslande von Seiten der Vereine und privaten Interessenten, deren Ziel es ist, den Geist des Volkstümlichen im Handwerke zu pflegen und weiterzubilden. In der retrospektiven Abteilung haben auch Museen und öffentliche Sammlungen geholfen, das Bild zu vervollkommen.

Man hat diese Ausstellung in zwei Abteilungen geschieden, die schon obengenannte retrospektive und die moderne, die auch räumlich scharf getrennt sind. Die erste bringt eine historische Würdigung der Volkskunst in einem lebenswürdigen und übersichtlichen Rahmen. In einzelnen Kojen haben die verschiedenen deutschen Gegenden und das Ausland Platz für die Erzeugnisse einer vergangenen Epoche gefunden. Neben den erotischen und orientalischen sind die Möbel und Geräte bäurisch-deutscher Herkunfts wie in stillen Stuben untergebracht. Natürlich fehlen auch nicht die Volkstrachten. Schaumburg-Lippe ist besonders reich vertreten, und das mit Recht, denn es ist jene Gegend, deren Frauen auch noch heute, mit jähem Festhalten an Ueberlieferungen eine außerordentlich prunkende, aber doch geschmackvolle Kleidung pflegen. Das offenbart sich dort wie auch im Spreewald am meisten beim Kirchgang, und niemand, der ein solches Bild schaute, wird's so schnell wieder vergessen. Hier spreizen sich die weiten roten Röcke und auf den schön gestickten Schultertüchern winden sich Blumen in lustiger Buntbeit zu Kränzen. Das Alte Land, Ost-Friesland und Braunschweig sind mit schönen Kleidern vertreten. Viel Schmuck, Rämme und Gehänge haben auch diese Abteilungen. Niedböschen für die Bauernfrauen aus der Gegend um Leer. Es ist wirklich kein Irrtum, im 16. und 17. Jahrhundert waren diese silbernen Büchsen ein besonderer Sport der Offizierinnen und man sagt, daß er heute an einigen Stellen auf dem Lande noch nicht ausgestorben ist.

Die Vierländer Ausstellung wurde vom Hamburger Museum eingerichtet. Dieser Raum erweckt herzliche Sympathien. Täfelung an den Wänden mit schönen Intarsien. Schwere Schränke und Tische. Braunpoliertes Holz, und alles mit dem hellen Rantenwerk des Eingeleigten. Und wenn auch dieses hier Museumsgut ist, so wohnte nicht nur früher, sondern auch heut noch der Vierländer Bauer. Aus Eoburg und Gotha, aus dem Schwarzwald und Bayern, Sachsen und dem Rheinland, von überall gab man das, was die Art dieser Gegenden, die Lebensbedingungen seiner Bewohner ausgezeichnet, veranschaulicht.

Als ein Pracht-Mittelstück der Ausstellung präsentiert sich der Kammerwagen vom Tegernsee, hergeliehen vom Berliner Museum für Völkertunde. Ehemals gab es diese Art Wagen in allen Bauerngegenden Deutschlands. In Niederjachsen hießen sie wohl Kastwagen. War ein besonders dafür bestimmter Tag kurz vor der Hochzeit gekommen, so wurde die Aussteuer der Braut aufgepackt und ins Haus des Bräutigams gefahren. Das große Doppelbett in der Mitte, zu seinen Füßen die Wiege. Als Bekrönung oben das Spinnrad, manchmal auch das Butterfaß, an den Seiten die mit Wäsche und Kleidern gefüllten Schränke und Truhen. (Siehe den Aufsatz „Der Druschma“ im I. Hefte des II. Jahrganges dieser Zeitschrift. D. Red.) Die Leiterwände vom Wagen wurden bekränzt und mit Heiligenbildern und Kreuzfixen behängt. Das Miniatur-Abbild eines solchen Wagens brachte vor Weihnachten die Ausstellung von Trachtenpuppen im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus. Dort führte er sogar den Sarg mit.

Aus Schlesien ist eine Reihe interessanter Stücke ausgestellt. Sie geben ein Bild der künstlerischen Entwicklung, könnten aber noch etwas vollzähliger sein. Das Hauptstück ist ein großer Teppich mit der Leidensgeschichte Christi, eine Arbeit aus dem Beginn des XVI. Jahrhunderts im Besitz des Fürsten Hatzfeld. Das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer gab eine Sammlung Hauben meist in pompfaster Goldstickerei mit schönen Bändern. Fast alle aus den 40er und 50er Jahren des 19. Jahrhunderts, einige mit Pelz und Spitzen verbrämt. Die unglaublich reiche Brokatstürze einer Bürgerfrau war ebenfalls zu sehen und einiger Bauernschmuck. Eine Decke mit biblischen Darstellungen muß noch genannt werden, von der der Katalog sagt, daß sie 1612

von der Königin Konstanze von Polen gestiftet und dem Papst Paul V. zum Geschenk gemacht sei.

In der Abteilung der Ausstellung, die die Volkskunst unserer Tage zeigt, der „modernen“, ist Schlesien etwas umfangreicher vertreten. Am bemerkenswertesten sind die Arbeiten der verschiedenen Spizenschulen. Hier wird wohl die vornehmste deutsche Spitze gefertigt. Zu nennen sind drei Schulen, Frau Meßner in Warmbrunn, Frau E. Hoppe in Schmiedeberg und die Schule des Fräulein Bardt und der Freiin von Dobeneck, Hirschberg. Mir gefallen die Stücke dieser letzten am besten. Neben manchem andern ist es besonders ein Spizenfächer mit einem Pfauenmotiv, aus dem Besitze der Breslauer Kunstgewerbe-Museums, der eine ganz ausgezeichnete Arbeit darstellt. Auch die übrigen Spitzen dieser Damen zeigen, abgesehen von der technischen Ausführung, in der Zeichnung ein gutes Gefühl für die Formen unserer Zeit. Der Frau Prinzessin Friedrich Karl von Hessen gehört eine prächtige Spizendecke, die von Frau E. Hoppe gefertigt ist. Es heißt, daß sich die verstorbene Kaiserin Friedrich am Entwurf beteiligt habe. Auch die Regnerische Schule hat sehr schöne Stücke ausgestellt.

Mit jungen Dorfmadchen bis zu den Fünfzehnjährigen arbeitet die Landschule von Fräulein E. Höninger in Agnetendorf. Nach den Entwürfen einer Lehrerin, die die Breslauer Kunstschule absolvierte, werden hier Decken, Kissen und Pompadours in verschiedenen Techniken gearbeitet. Diese sind in ihrer starkfarbigen lapidaren Ornamentik sehr wirkungsvoll und erinnern sehr an die Arbeiten der Klasse Wislicenus der Kunstschule. Ein Teil der gewebten Wandbehänge etc. dieser Klasse waren hier schon vor ungefähr Jahresfrist im Rahmen der Kollektivausstellung der Schule im Kunstgewerbemuseum ausgestellt. Wie dort, so finden sie auch hier wieder großen Beifall. Die meist strenge Zeichnung und die Farbe beweisen ein modernes kunstgewerbliches Fühlen. Red in der Farbe sind auch die Kissen von Frau Elfe Wislicenus, fest, aber treffsicher. Mit der Technik der gehäkelten aufgesetzten Sternchen und Blumen haben diese Stücke etwas ungemain interessantes. Dasselbe gilt auch von den Ridicules derselben Dame. Eine Fachklasse für Stickerei in der Kunstschule bringt Decken etc. zur Ausstellung, die technisch und in der Zeichnung stark an die sehr ähnlichen Arbeiten in der ungarischen Abteilung erinnern. Fräulein Wanda Bibrowicz hat außer einer Cassette in Lederschnitt auch noch Gürtel, Täschchen etc. im Stile der Wislicenus-Klasse ausgestellt. Ebenfalls sah ich von der Schule noch einige Emaillearbeiten, ganz hübsche Büchsen mit etwas anspruchsloser Ornamentik. Seit langer Zeit fertigt die Gräfin Kallreuth (Kleinöls) mit Hilfe von Dorfmadchen ihre feinen Bändchenstickereien, Rahmen, Pompadours, Kinderhäubchen und ähnliches. Die Sachen sind sehr nett, werden aber, wenn ihre Art nicht etwas aufgefrischt wird, durch andere Arbeiten in dieser Technik, die jetzt vielfach aufgenommen ist, überholt. Von der Schwester des russischen Malers Somoff sind da beispielsweise gerade jetzt in Berlin Stücke ausgestellt, die alles weit hinter sich lassen. Da hatte sich das Können des Malers mit der seltenen Geschicklichkeit einer Frau verbunden, und es entstanden jene Ridicules voll sensiblen Stimmungsreizes. Dann sind noch aus der Schule von Frau Martha Langer-Schlafte-Breslau eine Zahl Stickereien etc. zur Schau gestellt, die einige sehr nette Stücke enthalten.

In übrigen ist der moderne Teil bedeutend umfangreicher wie der historische und bietet mit seinen zahlreichen Abteilungen der verschiedenen Länder und Provinzen ein buntes Bild. In der rumänischen Ausstellung sind neben den landesüblichen Erzeugnissen persönliche Arbeiten der Königin Elisabeth in einer Vitrine zur Schau gestellt. Ein paar Spitzenarbeiten und Miniaturen und Bibelots auf Pergament gemalt. Alles anscheinend mit vieler Liebe gearbeitet. Ueberhaupt ist die Königin eine außerordentlich interessierte Förderin der

künstlerischen Fähigkeiten ihrer heimatlichen Bevölkerung. In Rumänien ist das nicht so schwierig, da dort immer noch, besonders auf dem Lande, große Liebe und nicht minderes Verständnis für nationale Schmuckformen in der Kleidung und im Gerät vorhanden ist. Reich und farbig sind auch die Abteilungen, in denen Schweden und Norwegen ausstellt. Wie diese beiden Länder politisch und sprachlich getrennt sind, so drückt sich das auch in der Volkstunst von beiden aus. Aufgebaut auf alten Traditionen haben sie eine große Innerlichkeit des Ausdrucks gefunden. In der verschlungenen Ornamentik, den Webereien in leuchtenden Farben steckt viel von jener Romantik wie sie uns Selma Lagerlöf in *Gösta Berling* und ähnlichen Erzählungen gibt. Dänemark hat ebenfalls eine umfangreiche Kollektion von Arbeiten verschiedener Techniken zur Schau gestellt, unter denen besonders die Stücke der „Danst Kunstflidsforening“ geschmacklich auffallen. Die grönländische Ausstellung mutet etwas kabbalistisch an mit ihren Knochenarbeiten, den Fellen und Daunenarbeiten, wenngleich die Naivität der Formen und Farbgebung für den in gesteigerter Kultur Lebenden etwas erfrischendes hat.

Italien, England und Oesterreich, Frankreich und Belgien demonstrieren in der Hauptsache die Spitze. Die Ausbeute Belgiens aus alten und neuen Arbeiten ist besonders kostbar. Viehhundertjährige Schulung der belgischen Arbeiterin machte es möglich, jene feenhaften Gebilde zu schaffen. Es ist überwältigend, wenn man sich überlegt, wie der nennenswerte Teil eines ganzen Lebensalters dazu gehörte, diese oder jene besonders reiche Arbeit fertigzustellen. In Italien sind es die Spitzen der Schule von Burano, die die wundervollen alten Formen wieder auferstehen lassen. Eine Mischung asiatischer Kultur mit europäischer Bauernkunst sind die Erzeugnisse der riesigen russischen Hausindustrie. Diese Teppiche und Handwebereien, Töpfereien und der Schmuck sind Zeugnisse dafür. Ich möchte sagen, ihren schwermütigen fremdartigen Formen haftet Erdgeruch an. Neben der flimmernen Leichtigkeit der Orenburger Tücher behaupten sich die schwer und phantastisch gestickten Hauben.

Zu Java gehören die Batits, sie sind dasjenige, was der Industrie dieses Landes eigen ist. Lange genug ließ man die ausgezeichneten Arbeiten unbeachtet. Jetzt regt es sich allerorten, und diese Technik wird begierig aufgenommen. Ich hörte, daß sogar die Kronprinzessin sich einige private Lektionen in der Handhabung des Wachstiftes erteilen ließ.

Noch lang ist die Reihe all jener Abteilungen, die ich zu nennen vergaß, besonders unsere deutschen Provinzen könnten das beanspruchen. Alle die Töpfereien, Webereien, die Möbel und Stickereien, sie legen Zeugnis dafür ab, daß die Volkstunst von der allmächtigen Industrie noch längst nicht erdrückt ist, und wenn ihr die Zukunft wieder ein kräftigeres Gedächtnis verleiht, so ist es nicht zum mindesten diese Ausstellung, die dazu beigetragen hat.

Julius Giptens-Berlin

Unsere Beilagen

Beilage Nr. 20. Eduard Raempffer, Schwere Fracht. Nachdem Eduard Raempffer seine letzten großen Geschichtsbilder abgeschlossen hatte, mag wohl eines Tages jene bekannte Stimmung über ihn gekommen sein, wo er sich sagte: „ich bin des trockenen Ton's nun satt, jetzt male ich etwas nach meinem Herzen.“ Und es entstand sein lebenswürdiges Bild voll heiteren Lebens, das, in den Besitz des Schlesischen Museums der bildenden Künste übergegangen, hier in Abbildung vorgeführt wird. Anstatt in die Vergangenheit griff er hinein in's volle Menschenleben, da wo es sich ihm am interessantesten zeigte, im eigenen häuslichen Kreise. An einem schönen Wintertage, als die Sonne sich schon neigte, gewahrt er, wie seine Kinder sich im großen Baumgarten bei dem Hause mit Schlittensfahrten belustigen; natürlich nur die größeren. Wie diese plötzlich die Mutter er-

blicken, die mit dem Nesthäkchen im Arm dem lustigen Treiben zuschaut, wie nun kein Halten mehr ist, wie Mutter mitamt dem Jüngsten den Kinderschlitten besteigen muß, der kaum Platz für sie hat (daher der Titel des Bildes), und nun ein fröhliches Jagen durch den Garten beginnt. Die älteste Tochter zieht, die jüngere schiebt — im Vater aber, der anfänglich selbst lachend dem Hergang beiwohnte, erwacht der Künstler: er nimmt den Stift zur Hand, und der Entwurf zum Bild entsteht. Freilich vorerst nur der Entwurf, denn nun folgt die Zeit der Arbeit, der ernstesten Studien nach der Natur.

Raempffer galt immer als hervorragender Zeichner. Das klingt in den Ohren gewisser moderner Fanatiker nicht als Lob, ist aber in der Tat ein sehr großes. Es hilft alles nichts: mag ein Maler noch so sehr mit Farbenfläche gegen Fläche, mit Tönen und Stimmungen operieren — die Zeichnung ist und bleibt das Gewissen der Malerei. Und Ed. Raempffer hat ein sehr reines Gewissen. Hat man unser Bild nach dieser Seite hin genügend geprüft und gewürdigt, so wird man mit Behagen sich auch in die frühe und feinsinnige rein malerische Darstellung der winterlichen Natur vertiefen, die den eindringlichen Blick des Künstlers für die intimeren Reize der Luft- und Lichtstimmung bekundet. Man erfreut sich des zarten Duftes, der spärlichen Sonnenstrahlen, die verloren über die Schneedecke huschen und schließlich den blonden Mädchentopf vor dem Schlitten so freundlich übergolden. Man vergißt das Gezänke unserer Kunstdogmatiker über dieser gewinnenden Schilderung des Lebens und der Natur, da uns vielmehr die Lust anwandelt, mit einzustimmen in das frohe Lachen, das das Bild durchzieht.

J. Janitsch

Beilage Nr. 21. Die Madonna von Steinhäuser im Breslauer Dome. Die Breslauer Domkirche besitzt eine einzige hervorragende Skulptur aus neuerer Zeit. In der Kleinhorkapelle steht eine Madonna mit dem Kinde aus tararischem Marmor, von Karl Steinhäuser geschaffen. Der Künstler, in Bremen 1813 geboren, ein Schüler Rauchs, lebte seit 1836 in Rom und bildete sich hier durch das Studium der altklassischen und Renaissance-Kunst zu einem der vorzüglichsten Vertreter der antikisierenden Richtung in der neueren deutschen Plastik. Was von seinen übrigen zahlreichen Schöpfungen gilt, kann auch von der Madonna mit dem Kinde gesagt werden, daß er die Strenge der Behandlung durch Anmut zu mildern versteht. Ein Blick auf dieses Kunstwerk zeigt, daß der Meister die ersten Frauengestalten der Antike, wie die lebenswürdigen Madonnen Rafaels, besonders die Sirtina, verständnisvoll geschaut und studiert hat.

Die Statue war soeben vollendet, als der Breslauer Fürstbischof Heinrich Förster Ende 1854 nach Rom kam und sie sah. Eine Erwerbung kam damals nicht zustande. Im folgenden Jahre wurde sie in Berlin ausgestellt und, da sie dort keinen Käufer fand, auf erneutes Angebot von Fürstbischof Förster um den Preis von 3000 Talern erworben. Der Fürstbischof erwies sich durch den Ankauf als Mäcen und Förderer für den in schwierigen Verhältnissen befindlichen Künstler. Dieser wurde später Professor an der Kunstschule in Karlsruhe, wo er 1879 starb.

Seine Madonnenstatue ging 1881 aus dem Nachlasse der Fürstbischöflichen in den Besitz der Domkirche über. Es war schwer, für das Kunstwerk einen passenden Standort zu finden. Zuerst befand es sich in der Totenkapelle, und es wurde der Vorschlag gemacht, es daselbst auf den Altar zu stellen. Schließlich wurde ihm im Kleinhork zu Haupten des Preczlaw-Monuments der Platz angewiesen, wo es sich auf einem 84 Zentimeter hohen Unterbau aus schlesischem Marmor erhebt. Die Madonnenfigur selbst ist 1,77 Meter hoch und steht auf einem 14 Zentimeter hohen Sockel.

Jungnick



cop. Phönix-Verlag

Maria mit Kind
Marmorgruppe von Karl Steinhäuser im Breslauer Dom

phot. Ed. van Selden in Breslau

